

Heiko R. — Der Deutschlehrer aus Kampot

ONLINE unter PALMIEN DAS BADEZIMMER MITTEN IM WOHNZIMMER



Geschichten aus Kampot

Vorwort: Vorwort: Online unter Palmen Das Badezimmer mitten im Wohnzimmer Geschichten aus Kambodscha

Wenn man mir vor zwanzig Jahren gesagt hätte, dass ich eines Tages barfuß unter kambodschanischen Palmen sitzen und ägyptischen Chirurgen die Tücken des deutschen Genitivs erklären würde, hätte ich vermutlich nur laut gelacht. Mein Leben war damals ein völlig anderes. Es war geprägt von der kühlen Professionalität europäischer Luxushotels, von strengen Dresscodes, durchgetakteten Terminkalendern und einer Welt, in der Perfektion nicht nur erwartet, sondern vorausgesetzt wurde. Ich war ein Kind der Ordnung, ein Verwalter von Strukturen.

Doch das Leben hält sich selten an die Pläne, die wir uns am Schreibtisch zurechtlegen. Es hat die Angewohnheit, uns genau dann in eine völlig neue Richtung zu schubsen, wenn wir glauben, den Weg fest im Griff zu haben.

Dieses Buch ist kein klassisches Lehrbuch. Es ist keine trockene Abhandlung über Didaktik und es ist auch keine reine Biografie. Es ist vielmehr eine Sammlung von Geschichten über das Brückenbauen. Es ist die Geschichte, wie ich im roten Staub von Kampot dreizehn Häuser baute und dabei mehr über die menschliche Kommunikation lernte, als es in jedem pädagogischen Fachstudium jemals möglich gewesen wäre. In Kambodscha lernte ich auf die harte Tour, dass eine falsch gemauerte Wand kein Weltuntergang ist, sondern eine Einladung zur Improvisation. Ich lernte, dass „Vergessen“ keine Respektlosigkeit sein muss, sondern eine Form von innerer Freiheit sein kann. Und ich lernte vor allem eines: Humor ist der einzige Klebstoff, der zwei völlig fremde Welten wirklich dauerhaft miteinander verbindet.

Diese Erkenntnisse nehme ich heute jeden Morgen mit in mein virtuelles Klassenzimmer. Meine Schüler – meine Ärzte, Ingenieure und Fachkräfte aus aller Welt – sind für mich keine anonymen Gesichter auf einem Monitor. Es sind Menschen, die oft unter einem enormen, fast unmenschlichen Druck stehen. Sie kämpfen um Anerkennung in einem fremden Land, sie büffeln nachts nach dem Dienst in der Klinik und sie verzweifeln oft an einer Sprache, die ihnen wie ein unbezwingbares Monster erscheint.

Ihnen möchte ich zeigen, dass man dieses Monster nicht mit strenger Disziplin besiegt, sondern mit einem Lächeln. Ich möchte ihnen zeigen, dass man auch mit Shorts unter

dem Tisch und Sand zwischen den Zehen ein exzellenter Lehrer sein kann – vielleicht sogar ein besserer, weil man die Menschlichkeit über die Grammatik stellt.

Dieses Buch soll Sie mitnehmen auf eine Reise von den Tropen in die deutschen Krankenhäuser, von der staubigen Baustelle zum glühenden Bildschirm. Es soll Ihnen zeigen, dass Sprache viel mehr ist als das richtige Setzen von Kommata oder das Auswendiglernen von Deklinationstabellen. Sprache ist Mut zur Lücke. Sprache ist die Lust am Fehler. Und Sprache ist die unendliche Freude daran, sich gegenseitig zu verstehen – egal, wie viele tausend Kilometer und kulturelle Unterschiede zwischen uns liegen.

Begleiten Sie mich nach Kampot. Treten wir gemeinsam ein in mein Klassenzimmer ohne Mauern.

Inhaltsverzeichnis

- **Vorwort: Online unter Palmen Das Badezimmer mitten im Wohnzimmer**
Geschichten aus Kambodscha
- **Die Mauer im Badezimmer** – Warum man Pläne manchmal „wegzaubern“ muss
- **Die ehrlichste Ausrede der Welt** – Warum „Vergessen“ manchmal eine Tugend ist
- **Die Eisbrecherstunde** – Warum Humor wichtiger ist als das richtige Genus
- **Oben Hemd, unten Shorts** – Mein neues Leben als Online-Lehrer
- **Der Chirurg und das Monster Deutsch** – Wenn Perfektionisten auf den Dativ treffen
- **Wenn der Affe das Internet klaut** – Die Tücken der Technik im Dschungel
- **Dreizehn Häuser und ein Klassenzimmer** – Was Bauen und Unterrichten gemeinsam haben
- **Keine Angst vor dem Fehler** – Warum man am besten lernt, wenn man lacht
- **Kampot Calling** – Warum mein Herz in Kambodscha schlägt
- **Nachwort: Ein Gruß an meine Schüler in aller Welt**

Kapitel 1: Die Mauer im Badezimmer – Warum man Pläne manchmal „wegzaubern“ muss

Der ungeplante Aufbruch

Es gibt Momente im Leben, die plant man nicht. Man stolpert einfach hinein, meistens mit beiden Füßen gleichzeitig und ohne jede Vorwarnung. Bei mir war dieser Stolperstein ein staubiges Stück Land in Kambodscha, genauer gesagt in Kampot. Wenn man wie ich über vierzig Jahre nicht mehr in Deutschland lebt und lange Zeit Hotels in Italien geleitet hat, entwickelt man einen geschärften Blick für Potenziale. Aber ich hatte eigentlich nicht vor, hier zum Großbauherrn zu werden. Ich war auf der Durchreise, ein Reisender auf der Suche nach einem neuen Kapitel, aber sicher nicht nach einer Großbaustelle. Doch dann sah ich dieses Grundstück.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als ich das erste Mal dort stand. Die Luft in Kampot war so dick, dass man sie fast kauen konnte, geschwängert vom Duft nach verbranntem Holz, Jasmin und dem fernen Salz des Golfs von Thailand. Es war ein wildes Stück Land, überwuchert von Gestrüpp und Palmen, die sich im heißen Wind bogen, als wollten sie mich begrüßen. In Deutschland würde man für so ein Projekt erst einmal drei Jahre lang Gutachten erstellen. Man würde den Boden auf seltene Käferarten untersuchen, Lärmschutzprotokolle anfertigen und sich durch einen bürokratischen Dschungel aus Bauanträgen kämpfen. In Kambodscha war es anders. Es war direkt, es war ehrlich und es war unkompliziert. Der Preis war so unschlagbar, dass mein innerer Hotelmanager sofort hellwach war. Ich kaufte das Land, ohne lange zu fackeln. Es war billig, es war schön, und es war der Anfang einer Reise, die mein Leben völlig auf den Kopf stellen sollte.

Vom ersten Stein zur Siedlung

Ursprünglich wollte ich nur ein einziges Haus bauen. Ein Rückzugsort, ein bisschen Ruhe unter Palmen, ein privates Refugium, in dem ich die kambodschanische Gelassenheit genießen konnte. Doch die Nachricht verbreitete sich in der kleinen Expat-Gemeinde von Kampot schneller als ein Lauffeuer.

Ein Freund kam vorbei, sah das Fundament, das langsam aus dem roten Boden wuchs, sah die traumhafte Lage direkt am Fluss und sagte diesen einen Satz, der eine unaufhaltsame Lawine auslöste: „Heiko, das sieht klasse aus. Das will ich auch. Baust du mir eins daneben?“

Ich lachte erst und dachte an einen Scherz, aber er meinte es todernst. Und so begann die Verwandlung. Aus einem Haus wurden zwei. Aus zwei wurden drei. Was als privates, kleines Bauprojekt begann, entwickelte sich zu einer logistischen Operation, die meine ganze Aufmerksamkeit forderte. Am Ende hatte ich dreizehn Häuser gebaut und ein ganzes Resort hochgezogen. Es war ein jahrelanger Marathon aus rotem Staub, dem ohrenbetäubenden Lärm von Betonmischern und der ständigen Konfrontation zwischen meiner tief verwurzelten deutschen Erwartungshaltung und der wunderbar chaotischen Realität Südostasiens.

Wer denkt, dass Bauen in den Tropen pure Entspannung ist, der hat noch nie versucht, einem kambodschanischen Bautrupp zu erklären, warum eine Wand im rechten Winkel stehen sollte und nicht einfach „nach Gefühl“. Ich war zu dieser Zeit noch kein Lehrer. Mein Alltag bestand nicht aus Grammatikregeln, sondern aus Zementsäcken, Lieferverzögerungen und handgezeichneten Bauplänen auf zerknittertem Papier. Ich war der Mann mit dem Plan. Ich habe nie selbst den Hammer geschwungen – das überließ ich den Jungs vor Ort –, aber ich war derjenige, der die Linien zeichnete. Ich achtete auf jeden Zentimeter. Mein Management-Hintergrund aus Italien hatte mich gelehrt: Ohne Struktur bricht alles zusammen. Disziplin war mein Fundament. Zumindest dachte ich das.

Das Badezimmer-Mysterium

Eines Morgens passierte das Unfassbare. Die Sonne brannte bereits um acht Uhr morgens gnadenlos auf die Baustelle nieder, und ich kam wie jeden Tag zur Kontrolle. Ich hatte meinen Kaffee in der Hand und den Plan im Kopf. Ich betrat den Rohbau von Haus Nummer sieben, erwartete den freien Blick durch den geplanten, großzügigen Wohnbereich – und lief buchstäblich fast gegen eine Wand.

Ich blieb stehen. Ich blinzelte den Staub aus den Augen. Ich schaute auf den Boden, dann zur Decke, dann wieder auf meinen Plan, den ich unter den Arm geklemmt hatte.

Da stand eine Wand. Mitten im Raum. Massiv gemauert, frisch verputzt, stolz und unerschütterlich.

Und als ich fassungslos um die Ecke lugte, sah ich das ganze Ausmaß des kreativen Wahnsinns: Dahinter hatten sie ein komplettes Badezimmer hochgezogen. Mit Trennwänden, einer Nische für die Dusche und einem Platz für die Toilette. Mitten im Wohnzimmer.

Ich stand da und starrte das Mauerwerk an. Es war handwerklich gute Arbeit, keine Frage. Nur: An dieser Stelle war laut Plan alles vorgesehen, nur kein Badezimmer. Es gab dort keine Abflussrohre im Boden – die lagen zwei Räume weiter. Es gab keinen Anschluss für Wasserleitungen. Es gab vor allem absolut keinen Platz für ein Badezimmer in diesem Raumkonzept. Hätte man dort eine Toilette installiert, hätte der Benutzer seine Knie vermutlich im Flur gehabt. Es war eine architektonische Sackgasse, ein steinernes Monument der totalen Improvisation.

Das Lächeln der Tropen

In meinem früheren Leben, als ich noch in der gehobenen Hotellerie für Ordnung und absolute Perfektion sorgte, hätte ich in diesem Moment vermutlich einen mittelschweren Nervenzusammenbruch erlitten. Ich hätte nach dem Bauleiter gerufen, von Regressansprüchen gesprochen und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. In Deutschland wäre der Bau vermutlich für zwei Wochen gestoppt worden, um die rechtliche Lage zu klären und ein Rückbau-Protokoll zu erstellen. Die Versicherung wäre eingeschaltet worden, und man hätte nach dem Schuldigen gesucht, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Hier in Kampot stand ich einfach nur da. Der Schweiß lief mir in Bächen den Rücken hinunter. Meine Arbeiter sahen mich an. Sie hielten in ihrer Arbeit inne, wischten sich die Hände an ihren staubigen Hosen ab und lächelten. Es war dieses typische, entwaffnende Lächeln, das man in Kambodscha überall findet.

Ein Lächeln, das gleichzeitig sagt: „Guck mal, Chef, wir waren fleißig!“ und „Frag bitte nicht nach dem Sinn, genieße einfach das Ergebnis unserer Mühe.“

„Warum“, fragte ich so ruhig wie möglich, während mein Puls irgendwo bei 180 lag, „steht hier ein Badezimmer? Mitten im Wohnzimmer?“

Der Vorarbeiter trat vor, kratzte sich am Kopf und schaute die Wand bewundernd an. Die Antwort war ein klassisches Schulterzucken und ein freundliches Nicken. Es gab keinen logischen Grund. Jemand hatte wohl Steine übrig gehabt, jemand anderes hatte wohl gedacht, ein zusätzliches Bad könne im Wohnzimmer nie schaden. In diesem Moment fühlte es sich für alle Beteiligten einfach richtig an, dort eine Wand zu ziehen. Logik ist in den Tropen oft eine Frage des Moments, ein Gefühl, das über die Statik siegt. Es wird gebaut, was gerade sinnvoll erscheint, Plan hin oder her.

Die Kunst des Wegzauberns

In diesem Moment lernte ich die wichtigste Lektion für das Leben außerhalb der Komfortzone: Man kann sich über eine falsch gebaute Wand zwei Tage lang ärgern – oder man kann sie einfach einreißen. Wer hier überleben will, ohne einen frühen Herztod zu sterben, muss lernen, dass Pläne nur grobe Empfehlungen sind, die jederzeit durch die Realität korrigiert werden können. Man muss lernen, über die Absurdität zu lachen, anstatt an ihr zu verzweifeln.

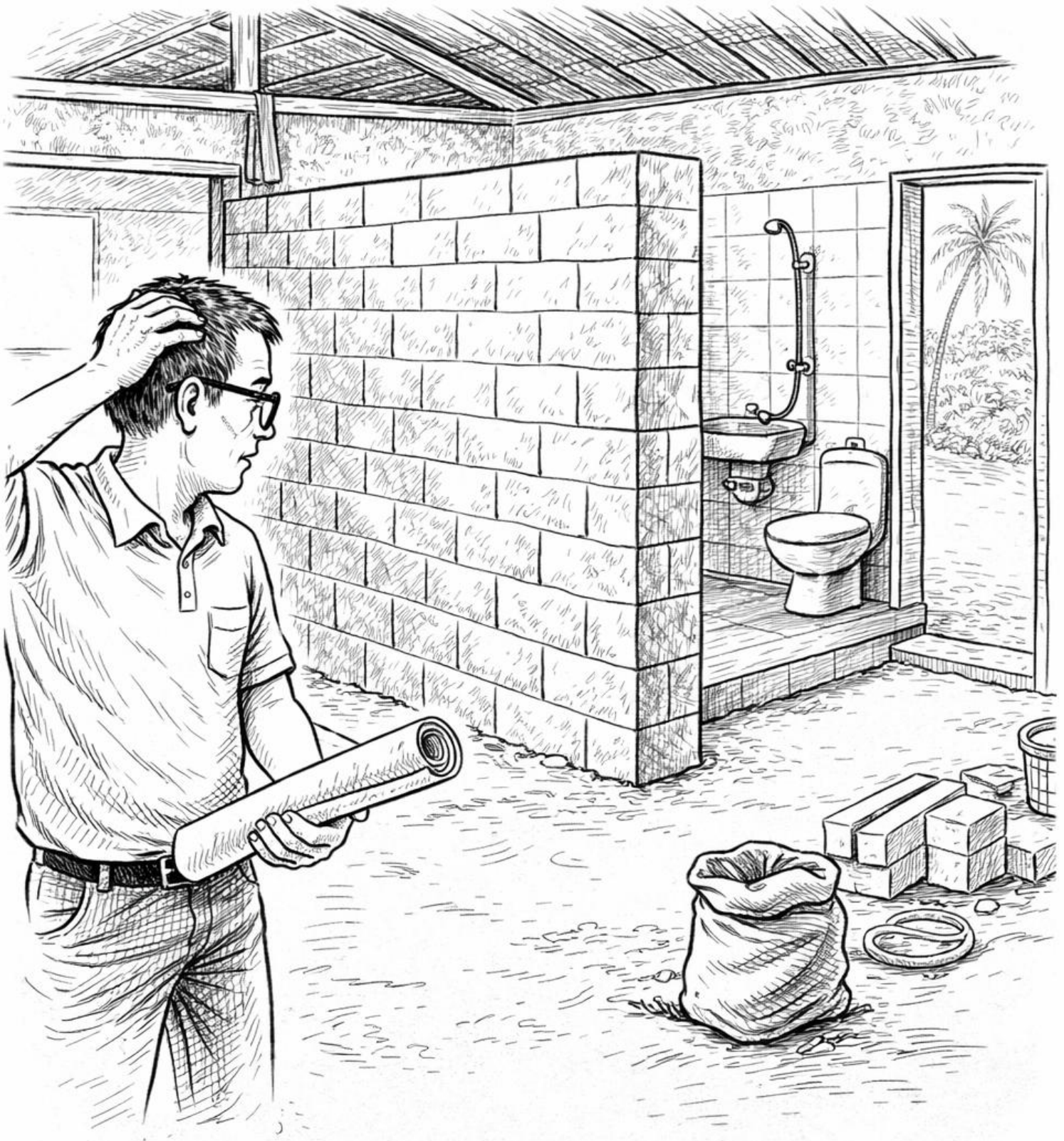
Ich schaute den Vorarbeiter an, atmete tief durch, machte eine kurze, unmissverständliche Geste mit der Hand und sagte: „Morgen ist das wieder weg, okay? Wir brauchen hier Platz, kein Klo.“

Er nickte verständnisvoll, als hätte ich gerade eine ganz alltägliche Anweisung gegeben, lächelte noch breiter als zuvor, und am nächsten Morgen war das Badezimmer verschwunden. „Kambodschanisch weggezaubert“, wie ich es nenne. Übrig blieb nur ein bisschen Schutt, ein bisschen Staub und die bleibende Erkenntnis, dass Flexibilität am Ende immer über die starre, deutsche Planung siegt.

Die Brücke zum Klassenzimmer

Heute, Jahre später, sitze ich nicht mehr im Staub der Baustellen. Mein Fokus hat sich verschoben. Ich trage ein ordentliches Hemd für die Kamera meiner Schüler und logge mich auf meiner weltweiten Unterrichtsplattform ein. Aber fast jeden Tag begegnen mir diese Badezimmer-Wände wieder. Sie stehen nicht in einem Rohbau in Kampot, sondern in den Köpfen meiner Schüler.

Wenn ich sehe, wie sich ein hochintelligenter Arzt im Grammatik-Dschungel verirrt und vor Angst eine Mauer um sich herum baut, muss ich immer an diese Wand denken. Ich weiß dann genau: Wir müssen nicht mehr Vokabeln büffeln. Wir müssen erst einmal das "Badezimmer" im Kopf einreißen, damit wieder Platz für die Sprache ist. Aber das ist eine Geschichte für das nächste Kapitel.



Ein Badezimmer mitten im Wohnzimmer –
kambodschanische Baukunst.

Kapitel 2: Die ehrlichste Ausrede der Welt – Warum „Vergessen“ manchmal eine Tugend ist

Das deutsche Alibi-System

In Deutschland ist das Fehlen am Arbeitsplatz eine hochkomplexe Angelegenheit. Es ist fast schon eine eigene Kunstform, eine soziale Inszenierung, die oft mehr Energie raubt als die Arbeit selbst. Wenn ein deutscher Angestellter nicht zur Arbeit erscheint, setzt ein gewaltiger Apparat der Rechtfertigung ein. Es werden ärztliche Atteste in dreifacher Ausfertigung eingereicht, das Auto hat eine mysteriöse Panne erlitten, die Deutsche Bahn wird als universeller Sündenbock herangezogen, oder – der absolute Klassiker – die Großmutter ist zum vierten Mal in zwei Jahren verstorben.

Wir Deutschen haben ein chronisch schlechtes Gewissen, wenn wir nicht funktionieren. Wir wurden darauf programmiert, dass Unpünktlichkeit oder unentschuldigtes Fehlen ein Angriff auf das Fundament der Zivilisation ist. Wir brauchen eine wasserdichte Geschichte, ein Alibi, das vor jedem imaginären Arbeitsgericht standhalten würde. Wir lügen oft nicht aus Bosheit, sondern aus einer tief sitzenden Angst vor dem Urteil über unsere mangelnde Disziplin. Ein schlichtes „Ich hatte keine Lust“ oder ein „Ich habe es schlichtweg verpennt“ ist in unserer Kultur ein Sakrileg. Es ist die Kapitulation vor dem Chaos.

Die Ankunft in der Gelassenheit

Als ich anfing, in Kambodscha meine dreizehn Häuser zu bauen, hatte ich mein gesamtes deutsches Betriebssystem im Gepäck. In meinem Kopf war alles getaktet wie ein Uhrwerk. Ich hatte Zeitpläne, Meilensteine und die unerschütterliche Vorstellung, dass acht Uhr morgens eben acht Uhr morgens bedeutet – und nicht „irgendwann, wenn der Kaffee fertig ist und die Sonne den richtigen Winkel zum Schattenwerfen hat“. Ich war der Hotelmanager, der gewohnt war, dass die Welt nach seinem Takt tanzt. Ordnung war mein Evangelium, und Effizienz meine Währung.

Ich erinnere mich an die ersten Wochen auf der Baustelle. Ich lief mit meinem Klemmbrett herum, kontrollierte die Zementmischungen und die Ausrichtung der Mauern. Ich wollte, dass alles „deutsch“ ist. Präzise, zuverlässig, berechenbar. Aber Kambodscha hat seine eigene Zeitrechnung. Hier fließt die Zeit nicht linear, sie mäandert wie der Fluss in Kampot.

Ich hatte einen Arbeiter, nennen wir ihn Sokha. Er war ein feiner Kerl, vielleicht Mitte dreißig, mit sehnigen Armen und einem Gesicht, in dem sich jede Falte zu einem Lächeln biegen konnte. Er war geschickt mit den Händen, flink und eigentlich immer einer der Zuverlässigsten auf der Baustelle. Er verstand meine Zeichnungen oft besser als die anderen und hatte ein instinktives Gespür für das Material. Doch eines Dienstags blieb sein Platz leer.

Das Warten im roten Staub

Der Morgen begann wie jeder andere. Die Hitze kroch bereits um sieben Uhr aus dem Boden, und der rote Staub legte sich auf alles – auf meine Haut, auf meine Pläne, auf meinen Kaffee. Ich stand da und wartete. 8:00 Uhr. Kein Sokha. 8:30 Uhr. Kein knatterndes Moped, keine Nachricht über drei Ecken, keine SMS.

In mir begann sofort das typisch deutsche Programm abzulaufen. Zuerst war ich besorgt – ist etwas passiert? Ist er verunglückt? Dann schlug die Besorgnis in Genervtheit um. Ich fing an zu kalkulieren: Wie verschiebt das den Guss der Bodenplatte? Wer übernimmt heute seine Aufgaben? Ich spürte, wie mein Puls stieg. Ich war sauer. Ich fühlte mich im Stich gelassen.

Ich malte mir bereits aus, welche dramatische Geschichte er mir am nächsten Tag auf-tischen würde. In Kambodscha sind die Standard-Ausreden meistens sehr emotional aufgeladen. Ich kannte sie alle: Die Mutter ist plötzlich schwer erkrankt, das Hausdach ist im Sturm eingestürzt, der Wasserbüffel des Onkels ist weggelaufen oder es gab eine Beerdigung im Dorf, die praktischerweise genau drei Tage dauert. Ich bereitete mich innerlich auf eine dieser Geschichten vor. Ich feilte an meiner Standpauke. Ich wollte ihm erklären, dass man so nicht arbeitet, dass Verlässlichkeit das A und O ist.

Die nackte Wahrheit

Als Sokha am nächsten Morgen erschien, wirkte er so entspannt, als käme er gerade von einer einwöchigen Meditation in einem kühlen Waldtempel. Er parkte sein altes Moped, grüßte freundlich in die Runde, nahm sein Werkzeug und wollte gerade loslegen, als ich ihn abging. Er schien gar nicht zu merken, dass etwas nicht stimmte.

Ich setzte mein bestes „Chef-Gesicht“ auf – den Blick, den ich in den großen Hotels in Italien perfektioniert hatte. Ein Blick, der Autorität vermittelt, ohne laut zu werden. Ein Blick, der sagt: „Wir müssen reden.“

„Sokha“, sagte ich und verschränkte die Arme vor der Brust. Ich merkte, wie ich innerlich bebte. „Wo warst du gestern? Wir haben auf dich gewartet. Wir konnten die Platte nicht gießen. Ist alles in Ordnung zu Hause? Ist jemand krank? Gab es einen Unfall?“

Sokha hielt inne. Er legte die Kelle beiseite und schaute mich an. Er hatte diese großen, unglaublich ruhigen Augen, die so viel von der Welt gesehen hatten – die harten Jahre, die Hitze, die Arbeit. Er lächelte dieses entwaffnende, absolut ehrliche Lächeln und sagte ganz schlicht, ohne den Hauch eines schlechten Gewissens, ohne Scham und ohne jede Spur von Rechtfertigung:

„Nein, Heiko. Es ist alles gut. Ich habe es einfach vergessen.“

Der Moment der Stille

Ich blieb stehen. Ich glaube, ich habe für ein paar Sekunden sogar das Atmen vergessen. Mein ganzer vorbereiteter Vortrag über Arbeitsmoral, Pünktlichkeit und die Wichtigkeit von Terminen verpuffte in der heißen, feuchten Luft von Kampot wie ein Tropfen Wasser auf einer glühenden Herdplatte. Ich suchte nach einer Erwiderung, einer sarkastischen Bemerkung, einer Belehrung – aber ich fand keine.

Er hatte nicht gelogen. Das war das Unglaubliche. Er hatte keine todkranke Mutter erfunden, um mein Mitleid zu erregen. Er hatte mir nicht das Märchen vom kaputten Moped erzählt, das er meilenweit schieben musste. Er hatte mir die nackte, reine, unverfälschte Wahrheit gesagt:

Er hatte schlichtweg vergessen, dass er zur Arbeit kommen sollte. Er war am Morgen aufgewacht, die Sonne schien, vielleicht hatte er Lust zu fischen oder einfach nur im Schatten zu sitzen, und der Gedanke an die Baustelle war einfach nicht in seinem Kopf aufgetaucht. In diesem Augenblick war das für ihn ein völlig natürlicher und legitimer Zustand des Seins.

Die Befreiung vom Alibi

In Deutschland würde man für so einen Satz wahrscheinlich sofort die fristlose Kündigung erhalten. „Ich habe es vergessen“ gilt bei uns als Gipfel der Respektlosigkeit, als ultimative Frechheit. Aber hier, in diesem Moment, wurde mir etwas klar: Sokha war in diesem Augenblick freier als jeder deutsche Manager, der sich schweißgebadet eine glaubwürdige Lüge ausdenkt. Er besaß die Freiheit, den Stress der Welt und die Verpflichtung der Zeit einfach für einen Tag aus seinem Bewusstsein zu streichen. Er lebte so sehr im Jetzt, dass das Gestern und Morgen keine Macht über ihn hatten.

Er stand da, die Sonne im Gesicht, und wartete darauf, dass ich ihm sagte, was er tun soll. Er war nicht trotzig. Er war einfach nur ehrlich. Und wissen Sie was das Erstaunlichste war? Ich habe ihm geglaubt. Sofort. Nicht, weil ich naiv war, sondern weil diese Ehrlichkeit so rein war, dass jede Bestrafung lächerlich gewirkt hätte. Gegen diese entwaffnende Wahrheit kam mein deutsches Regelwerk nicht an.

Wir haben beide kurz gelacht – ich eher kopfschüttelnd, er einfach nur fröhlich – , er hat sich den nächsten Zementsack gepackt, und die Arbeit ging weiter. Die Welt ist nicht untergegangen, die Häuser sind trotzdem fertig geworden, und die Sonne ging am Abend genau wie immer unter. Sokha hatte mir gezeigt, dass Ehrlichkeit nicht immer bequem ist, aber dass sie den Raum zwischen zwei Menschen augenblicklich klärt. Er hatte mir beigebracht, dass man manchmal einfach „vergessen“ darf, ohne dass das Universum kollabiert.

Die Lektion für das Klassenzimmer

Diese Lektion ist heute ein fester Bestandteil meines Online-Unterrichts. Ich arbeite oft mit hochkarätigen Profis, besonders mit meinen Ärzten und Chirurgen.

Diese Menschen stehen unter einem Druck, den man sich in der Hängematte in Kampot kaum vorstellen kann. Sie lernen zehn bis zwölf Stunden am Tag, bereiten sich auf die Fachsprachprüfung vor und haben panische Angst davor, zu versagen. Ein Fehler ist in ihrer Welt gleichbedeutend mit einer Katastrophe, ein Blackout in der Prüfung das Ende ihrer Träume.

Wenn sie dann bei mir im virtuellen Klassenzimmer sitzen und eine Vokabel nicht wissen oder eine Hausaufgabe nicht gemacht haben, sehe ich oft diesen „deutschen Panikblick“ in ihren Augen. Sie fangen sofort an, sich zu rechtfertigen, sich tausendmal zu entschuldigen, fast so, als stünden sie vor einem strengen Prüfungsausschuss. Sie erfinden Geschichten über unerwartete Überstunden in der Klinik oder komplizierte familiäre Verpflichtungen, weil sie sich schämen, einfach nur müde, erschöpft oder schlichtweg unvorbereitet zu sein.

Ich unterbreche sie dann meistens sanft und erzähle ihnen die Geschichte von Sokha.

„Wissen Sie“, sage ich dann, während ich mich entspannt in meinem Stuhl zurücklehne und vielleicht sogar kurz meine barfüßigen Füße unter dem Tisch bewege, „es ist völlig egal, ob Sie das Wort für ‚Schilddrüse‘ heute gerade nicht parat haben. Mein Arbeiter in Kambodscha hat mal einen kompletten Arbeitstag vergessen, und die Wand steht heute trotzdem noch stabil. Ihr Gehirn ist keine Hochleistungsmaschine, die man per Knopfdruck programmiert. Es ist ein lebendiger Organismus. Manchmal braucht der Boden einfach eine Pause, um wieder neue Kraft zu schöpfen. Seien Sie wie Sokha. Seien Sie ehrlich zu sich selbst.“

Die Heilkraft der Ehrlichkeit

In dem Moment, in dem ich Sokhas Geschichte erzähle, passiert etwas Wunderschönes: Die Anspannung weicht aus ihren Gesichtern. Ich sehe förmlich, wie die Last von ihren Schultern fällt. Das starre Gesicht lockert sich, die Atmung wird tiefer. Sie lernen, dass Lernen kein militärischer Drill ist, sondern ein zutiefst menschlicher Prozess. Wenn man mal etwas vergisst oder keine Kraft hatte, ist man kein Versager – man ist einfach ein Mensch.

Ich bringe meinen Schülern bei, dass die Ehrlichkeit zu sich selbst der schnellste Weg zum Erfolg ist. Wer offen sagt: „Heiko, ich habe es heute einfach nicht im Kopf, ich war müde oder abgelenkt“, der lernt am Ende viel nachhaltiger als derjenige, der versucht, eine Fassade aus Perfektion aufrechtzuerhalten. Denn nur ein entspannter Geist ist aufnahmefähig. Ein Gehirn im Panikmodus speichert keine Grammatikregeln.

Sokha hat mir beigebracht, dass wir Deutschen oft Gefangene unserer eigenen Disziplin sind. In meinem Unterricht versuche ich, diese Gitterstäbe ein bisschen aufzubiegen. Ein Schuss kambodschanische Gelassenheit schadet der deutschen Grammatik nämlich überhaupt nicht – sie macht sie nur lebendig, greifbar und menschlich. Und am Ende ist es wie auf der Baustelle: Mit der nackten Wahrheit baut es sich viel leichter als mit einer mühsam konstruierten Lüge. Wenn wir lernen, unsere Schwächen zuzugeben, schaffen wir den Platz, den wir brauchen, um wirklich zu lernen.



Die ehrlichste Ausrede der Welt:
„Ich habe es vergessen.“

Kapitel 3: Die Eisbrecherstunde – Warum im virtuellen Raum zuerst das Herz sprechen muss

Punkt 9 Uhr in der Tropenhitze

Es ist 8:55 Uhr in Kampot. Draußen vor meinem Fenster hat die Sonne bereits ihren täglichen Eroberungszug angetreten. Das Licht flirrt über dem Fluss, und die Luftfeuchtigkeit ist so hoch, dass man das Gefühl hat, man müsse sie eher beiseiteschieben als durch sie hindurchzugehen. In meinem Arbeitszimmer läuft der Ventilator auf Hochtouren. Sein rhythmisches Surren ist das Hintergrundgeräusch meines Lebens geworden – ein kleiner, weißer Propeller, der verzweifelt gegen die stehende Hitze der Tropen ankämpft.

Ich rücke meine Brille zurecht und werfe einen letzten, prüfenden Blick in den Monitor. Von der Brust aufwärts bin ich die personifizierte deutsche Professionalität: Ein ordentliches, frisch gebügeltes Hemd, ein freundlicher, aber bestimmter Blick, das Headset sitzt perfekt. Was die Kamera nicht einfängt – und was mein kleines, tägliches Geheimnis bleibt –, ist die Welt unterhalb der Tischkante. Dort, im Schatten des Schreibtischs, trage ich meine treuen, ausgebleichenen Shorts und bin barfuß. Es ist mein persönliches Symbol für die Freiheit, die ich hier in Kambodscha gefunden habe. Oben Business, unten Strand. Ein Paradoxon, das mein ganzes neues Leben beschreibt.

Ich klicke auf den Button: „Meeting starten“.

Die Begegnung der Welten

In Millisekunden reise ich durch den Äther. Ich verlasse Kambodscha und lande in einem sterilen, oft viel zu hell erleuchteten Zimmer in Kairo, Delhi oder – wie heute Morgen – in einer kleinen Wohnung am Rande von Frankfurt. Dort erscheint ein Gesicht auf meinem Bildschirm. Es ist Ahmed. Ahmed ist Chirurg. Er ist ein Mann, der in seinem Alltag über Leben und Tod entscheidet. Er kann komplexe Operationen an offenen Herzen durchführen, er kann unter extremem Stress Blutungen stoppen und in Sekundenbruchteilen medizinische Entscheidungen von enormer Tragweite treffen.

Doch in dem Moment, in dem die Verbindung steht und er mich sieht, sehe ich nicht seine fachliche Kompetenz. Ich sehe seine nackte, ungeschönte Angst.

Ahmed sitzt kerzengerade da. Seine Schultern sind so weit oben, dass sie fast seine Ohrläppchen berühren. Seine Hände sind auf dem Tisch so fest ineinander verschränkt, dass die Knöchel weiß hervortreten. Er starrt auf den Bildschirm, als würde dort gleich ein Urteil verkündet. In seinen Augen spiegelt sich das „Monster Deutsch“ wider. Für ihn ist diese Sprache in diesem Moment kein Kommunikationsmittel, sondern eine unüberwindbare Festung aus Passivformen, Genitiv-Endungen und der gefürchteten Fachsprachprüfung (FSP). Er hat Angst, ein einziges falsches Wort zu sagen, als wäre ein Grammatikfehler so fatal wie ein falscher Schnitt im Operationssaal.

„Guten Tag, Ahmed“, sage ich und lasse mein breitestes, ehrlichstes Lächeln auf ihn wirken. „Ich bin Heiko. Und bevor wir auch nur ein einziges deutsches Wort konjugieren: Atmen Sie erst mal tief durch. Ganz tief. Wir sind hier nicht im OP. Hier stirbt heute niemand am Dativ.“

Warum wir das Eis brechen müssen

Ich nenne diese erste Sitzung immer die **Eisbrecherstunde**. Und das ist nicht nur eine nette Floskel. Es ist eine neurobiologische Notwendigkeit.

Sprache beginnt nämlich nicht im Sprachzentrum des Gehirns, wie viele denken. Sie beginnt im Nervensystem. Wenn ein Schüler unter diesem enormen Stress steht, den Ahmed gerade durchlebt, schaltet sein Gehirn auf den reinen Überlebensmodus um. Das limbische System übernimmt das Kommando. In diesem Modus kann man fliehen oder kämpfen, aber man kann keine Nuancen der Höflichkeit lernen oder sich merken, ob es „der“, „die“ oder „das“ Herz heißt. Ein blockierter Kopf lernt nicht; er versucht nur, die Peinlichkeit des Augenblicks zu überstehen.

Mein Job in diesen ersten sechzig Minuten ist es nicht, Vokabeln zu pauken oder über Wechselpräpositionen zu referieren. Mein Job ist es, das Eis zu sprengen, das diese Menschen gefangen hält.

Ich muss eine Umgebung schaffen, in der ein Fehler kein Versagen ist, sondern ein notwendiger Schritt nach vorn.

Ich lehne mich zurück. Ich greife nach meiner Kaffeetasse – sie ist groß, schwer und hat einen kleinen Sprung am Rand. Ich Sorge dafür, dass Ahmed sieht, wie ich einen Schluck trinke. Ich will ihm zeigen: Hier ist keine Prüfungssituation. Hier sitzt ein Mensch am anderen Ende der Welt, der seinen Kaffee genießt.

„Ahmed“, sage ich, „schauen Sie mal kurz hinter mich.“ Ich drehe die Kamera ein Stück zur Seite, damit er den Blick auf die Palmen und das glitzernde Wasser des Flusses in Kampot erhaschen kann. „Dort draußen ist es so heiß, dass sogar die Vögel zu faul zum Fliegen sind. Ich sitze hier in diesem Hemd, um vor Ihnen gut auszusehen, aber wissen Sie was? Ich bin barfuß. Wenn Sie jetzt einen Fehler machen, verspreche ich Ihnen: Die Palmen werden nicht umfallen, der Fluss wird weiterfließen, und ich werde Sie nicht operieren.“

Ein kurzes Zögern. Ein ungläubiger Blick. Dann sehe ich es: Ein winziges Zucken in seinen Mundwinkeln. Der erste Riss im Eis ist da.

Die Geschichte von der Baustelle

Um das Eis endgültig zu brechen, erzähle ich ihm von meiner Baustelle. Ich erzähle ihm von den dreizehn Häusern und von dem Morgen, an dem ich fassungslos vor einer Badezimmerwand stand, die meine Arbeiter mitten in einen Flur gemauert hatten, nur weil sie am Abend vorher noch Steine übrig hatten.

„Wissen Sie“, erkläre ich ihm, „Deutsch ist wie meine Baustelle hier in Kambodscha. Manchmal bauen wir eine Wand völlig falsch. Wir stellen fest, dass das Klo im Wohnzimmer steht. Na und? Dann lachen wir kurz über den Unsinn, reißen die Wand wieder ein und bauen sie am nächsten Tag an der richtigen Stelle auf. Wir bauen hier keine Denkmäler für die Ewigkeit, Ahmed. Wir bauen eine Brücke, damit Sie in Deutschland als Arzt arbeiten können. Und Brücken brauchen Flexibilität, keinen starren Beton im Kopf.“

In diesem Moment passiert das Wunder: Ahmed lacht. Es ist kein höfliches Lächeln, sondern ein befreites, tiefes Lachen, das die ganze Anspannung der letzten Wochen wegzuspülen scheint. In dem Moment, in dem das Eis bricht, schrumpft das „Monster Deutsch“ auf die Größe eines kleinen Kätzchens zusammen.

Plötzlich fangen die Wörter an zu fließen. Nicht perfekt, sicher nicht ohne Fehler, aber sie fließen.

Mut zur Lücke

Ich erkläre Ahmed dann meine wichtigste Philosophie: „Fehler sind keine Katastrophen. Fehler sind die Späne, die beim Hobeln fallen. Wenn Sie keine Fehler machen, heißt das nur, dass Sie nicht arbeiten.“

Besonders bei Medizinerinnen ist das ein radikales Umdenken. In Ahmeds Welt ist Perfektion die Norm. In seiner Welt führt ein kleiner Fehler zu Komplikationen. Ich muss ihm beibringen, dass die Sprache eine andere Gesetzmäßigkeit hat. Ich bringe ihm bei, dass ein Patient in einem deutschen Krankenhaus lieber einen Arzt hat, der ihn mit einem Lächeln und einem kleinen Grammatikfehler tröstet, als einen, der perfekt schweigt, weil er Angst vor dem falschen Artikel hat. Empathie braucht keinen korrekten Konjunktiv II.

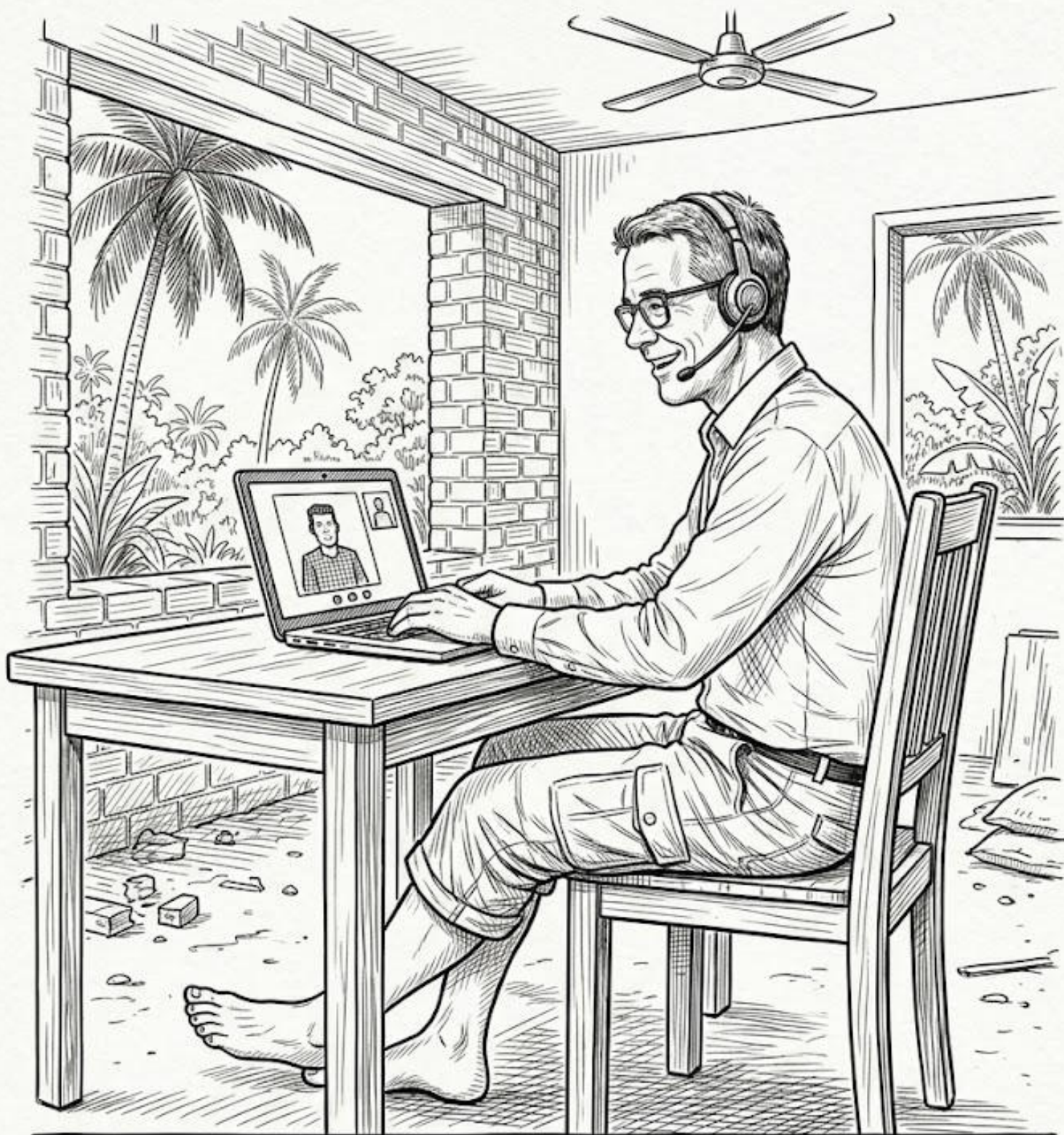
Gegen Ende unserer Stunde sieht Ahmed ganz anders aus als zu Beginn. Die Schultern sind gesunken, der Blick ist weicher geworden. Er hat in dieser Stunde vielleicht nicht fünfzig neue Vokabeln gelernt, aber er hat etwas viel Wichtigeres gelernt: Er hat den Mut gefunden, unperfekt zu sein. Er hat begriffen, dass ich nicht sein Richter bin, sondern sein Begleiter auf dieser Baustelle namens Sprache.

Ein Lächeln über Kontinente hinweg

Wenn ich den Call schließlich beende und das Fenster auf meinem Monitor schließe, kehrt die Stille von Kampot zurück. Ich höre wieder das ferne Tuckern eines Bootes auf dem Fluss und das Rascheln der Palmenblätter im leichten Wind. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und grinse in mich hinein.

Eisbrechen in den Tropen klingt wie ein Widerspruch in sich, aber es ist der wichtigste Teil meiner Arbeit. Bevor man eine Sprache baut, muss man das Fundament aus Vertrauen legen. Und dieses Fundament baut man am besten mit einer echten Geschichte, einem ehrlichen Lachen und dem Wissen, dass der Lehrer am anderen Ende der Welt zwar ein ordentliches Hemd trägt, aber im Grunde seines Herzens genau wie seine Schüler einfach nur ein Mensch ist – Shorts inklusive.

Ahmed wird die Prüfung schaffen. Nicht, weil er die Grammatik perfekt beherrscht, sondern weil er aufgehört hat, Angst vor ihr zu haben. Und das alles begann mit einem Lachen über eine falsch gemauerte Wand in Kambodscha.



Kapitel 4: Oben Hemd, unten Shorts – Die Freiheit des modernen Nomaden

Das tägliche Kostümfest

Wenn die Sonne in Kampot ihren Zenit erreicht und die Luft über dem Fluss zu flirren beginnt, beginnt für mich ein tägliches Ritual, das die Absurdität meines neuen Lebens nicht besser auf den Punkt bringen könnte. Es ist 8:45 Uhr. Der Ventilator an der Decke läuft auf Hochtouren, aber er schaufelt im Grunde nur die heiße, feuchte Luft von einer Ecke des Zimmers in die andere.

Ich werfe einen letzten Blick auf meinen digitalen Kalender. In genau fünfzehn Minuten treffe ich Dr. Müller aus Berlin, einen erfahrenen Anästhesisten, der sich auf die medizinische Fachsprachprüfung vorbereitet. Dr. Müller ist ein Mann der Ordnung, der Präzision und der klaren Strukturen. Wenn wir uns im virtuellen Raum begegnen, erwartet er – bewusst oder unbewusst – eine professionelle Umgebung. Er braucht ein Stück deutsches Klassenzimmer, auch wenn dieses sich tausende Kilometer entfernt in den Tropen befindet.

Also beginne ich mit meiner täglichen Transformation. Ich schäle mich aus meinem durchgeschwitzten T-Shirt, das ich in der Nacht getragen habe, und greife nach meinem „Uniform-Hemd“. Es ist ein klassisches, hellblaues Button-Down-Hemd, frisch gebügelt – nun ja, so frisch gebügelt, wie es in einem Land ohne funktionierende Wäschetrockner und bei 90 % Luftfeuchtigkeit eben möglich ist. Ich knöpfe es sorgfältig bis oben hin zu, rücke den Kragen zurecht, streiche mir die Haare glatt und setze mein Headset auf.

Das Bild, das Dr. Müller gleich auf seinem Monitor in Berlin sehen wird, ist makellos. Es zeigt Heiko, den seriösen Sprachlehrer, den Experten für medizinische Kommunikation. Die Beleuchtung ist korrekt, der Hintergrund wirkt neutral und aufgeräumt, mein Lächeln ist einladend und professionell. Ein Mann, der alles im Griff hat und die deutsche Gründlichkeit verkörpert.

Aber die Realität endet abrupt genau zwanzig Zentimeter unterhalb des Kamerawinkels.

Dort, im kühlen Schatten des massiven Teakholz-Schreibtisches, beginnt die Welt der Tropen. Ich trage meine treuen, ausgebleichenen Shorts. Sie sind alt, bequem und an den Taschenrandern finden sich noch winzige, eingetrocknete Zementflecken von der Baustelle meiner dreizehn Häuser. Sie sind mein persönlichstes Kleidungsstück, mein tägliches Symbol der Befreiung. Und meine Füße? Die sind barfuß. Sie ruhen auf dem staubigen Fliesenboden, ab und zu spüre ich ein paar Sandkörner zwischen den Zehen – ein direkter, physischer Kontakt zur kambodschanischen Erde.

Oben Business, unten Strand. Ich bin ein kultureller Hybrid geworden, eine Mischung aus deutscher Pünktlichkeit und südostasiatischem „Laissez-faire“.

Die Geburt der Hybrid-Existenz

In meinem früheren Leben, als ich große Hotels in Italien leitete, war meine Welt eine völlig andere. Ein Anzug war damals keine Option, er war eine unumstößliche Notwendigkeit. Die Krawatte saß oft so fest, dass sie mir bei den morgendlichen Briefings fast die Luft abzuschnüren schien. Perfektion wurde nicht nur erwartet, sie war die einzige Währung, in der ich bezahlt wurde. Jede kleinste Falte im Hemd wurde als Zeichen von Nachlässigkeit gewertet, jeder nicht perfekt polierte Schuh war ein subtiler Angriff auf den Standard des Hauses. Ich war, ohne es damals zu merken, ein Sklave der äußeren Erscheinung.

Hier in Kambodscha habe ich diese Ketten gesprengt. Aber ich habe sie nicht einfach weggeworfen. Ich wollte keine reine Hängematten-Existenz führen; ich wollte arbeiten, mein Wissen weitergeben und etwas bewirken. Ich wusste von Anfang an, dass meine Schüler – die Chirurgen, die Ingenieure, die hochqualifizierten Fachkräfte – vor allem Vertrauen brauchen. Vertrauen entsteht durch Kompetenz, aber eben auch durch die Erfüllung einer gewissen Erwartungshaltung. Wenn ich im zerfetzten T-Shirt und mit verzausten Haaren vor der Kamera erscheinen würde, würden sie sich unbewusst fragen: „Kann dieser Mann, der offensichtlich sein eigenes Leben im Dschungel kaum sortiert bekommt, mir wirklich dabei helfen, meine Karriere in Deutschland zu retten?“

Die Hybrid-Existenz war die perfekte Lösung. Das Hemd ist der Vertrag, den ich jeden Morgen mit meinen Schülern schließe: „Ich nehme euch, eure Zeit und eure beruflichen Ziele absolut ernst.“ Die Shorts dagegen sind der Vertrag, den ich mit mir selbst geschlossen habe: „Ich habe dieses Land nicht gewählt, um mich sofort wieder in die alten, einengenden Zwänge zurückzugeben.“

Es ist ein täglicher, fast schon sportlicher Balanceakt. Wenn ich während eines Calls aufstehe, um ein Fachbuch aus dem Regal hinter mir zu holen, muss ich höllisch aufpassen, dass ich nicht zu weit nach hinten trete. Ein einziger unachtsamer Schritt, ein zu schwungvolles Umdrehen, und Dr. Müller in Berlin würde sehen, dass sein Lehrer für deutsche Fachsprache barfuß ist und in einer alten Hose dasitzt. Das Eis würde in diesem Moment nicht brechen, es würde wahrscheinlich vor Schreck zerspringen. Also habe ich eine ganz eigene Technik entwickelt: Ich rolle mich im Sitzen nach hinten oder bewege nur den Oberkörper, ohne jemals meine Beine zu entblößen. Es ist ein Ballett der oberen Körperhälfte, das meine Schüler niemals zu Gesicht bekommen.

Die Shorts als Philosophie

Diese Shorts sind für mich viel mehr als nur ein bequemes Kleidungsstück. Sie sind eine tiefere Lebenseinstellung. Sie erinnern mich jeden Tag daran, warum ich diesen Weg gegangen bin. Ich bin hier, weil ich die Wahl habe. Ich habe die Wahl, meine Zeit selbst einzuteilen. Ich habe die Wahl, mit wem ich arbeite und wem ich meine Energie schenke. Und ich habe die Wahl, wie ich mich dabei fühle.

Sie sind aber auch ein wichtiges Symbol für die Lektion, die ich meinen Schülern im Unterricht vermitteln möchte. Viele von ihnen sind Gefangene ihrer eigenen, oft viel zu hohen Erwartungen an sich selbst. Sie denken, sie müssten erst perfekt und fehlerfrei Deutsch sprechen, bevor sie es wagen dürfen, den Mund aufzumachen. Sie glauben, sie müssten sich bis zur Unkenntlichkeit anpassen, um in der deutschen Gesellschaft akzeptiert zu werden.

Ich zeige ihnen mit meinem Hemd, dass Professionalität und Respekt vor der Form wichtig sind. Aber in den Pausen oder wenn das Gespräch persönlicher wird, erzähle ich ihnen oft von meinen Shorts. Ich sage ihnen dann: „Schauen Sie,

ich gebe Ihnen hier mein Bestes. Ich bin vorbereitet, ich habe die Erfahrung und ich bin mit voller Konzentration bei Ihnen. Aber ich mache das zu meinen Bedingungen. Ich muss mich nicht verbiegen oder einengende Kostüme tragen, um ein exzellenter Lehrer zu sein. Und Sie müssen sich nicht verbiegen, um ein großartiger Arzt in Deutschland zu sein. Professionalität ist eine innere Haltung, kein Kleidungsstück. Professionalität bedeutet, dass man seinen Job mit Leidenschaft, Fachwissen und Respekt macht – egal, ob man unter dem Tisch barfuß ist oder nicht.“

In diesen Momenten verschmilzt meine Hybrid-Existenz zu einer tieferen Wahrheit. Das Hemd und die Shorts sind kein Widerspruch, sie sind eine notwendige Ergänzung. Sie sind der Beweis dafür, dass man Struktur und Freiheit, deutsche Disziplin und kambodschanische Gelassenheit unter einem Dach – oder besser gesagt, an einem einzigen Körper – vereinen kann. Und wenn der Call vorbei ist und ich das Hemd wieder an den Haken hänge, bleiben nur die Shorts und ich. Und die wunderbare Gewissheit, dass ich genau dort bin, wo ich hingehöre.



Kapitel 5: Der Chirurg und das Monster Deutsch – Wenn Perfektion auf den Dativ trifft

Die klinische Stille im Kinderzimmer

Dr. Ahmed ist ein Mann, dem man ohne zu zögern sein Herz anvertrauen würde – vorzugsweise, wenn es gerade eine komplizierte Bypass-Operation benötigt. Wenn er morgens auf meinem Bildschirm erscheint, weht metaphorisch ein Hauch von Desinfektionsmittel und kühler OP-Logik durch mein Arbeitszimmer in Kampot. Er sitzt meist in einem kleinen Zimmer in einer Pendlerwohnung bei Frankfurt, das vermutlich so steril ist, dass selbst Staubmilben dort eine Einreiseerlaubnis beantragen müssten.

Ahmed ist hochintelligent, diszipliniert und beherrscht komplizierteste medizinische Abläufe im Schlaf. In seinem Metier ist er ein Gott in Weiß. Aber sobald ich das virtuelle Klassenzimmer öffne und die Verbindung steht, passiert eine seltsame Metamorphose: Dieser souveräne Chirurg verwandelt sich in einen Mann, der aussieht, als müsste er gleich eine Bombe entschärfen, bei der alle Kabel die gleiche Farbe haben und die Zeitanzeige bereits bedrohlich blinkt.

„Guten Morgen, Heiko“, sagt er, und seine Stimme zittert ganz leicht, als hätte er gerade eine lebenswichtige Arterie in der Hand, die er nicht zuzuordnen weiß.

„Guten Morgen, Ahmed. Wie war Ihr Dienst?“, frage ich entspannt, während ich an meinem Kaffee nippe.

Er zögert. Ich sehe förmlich, wie in seinem Kopf die medizinische Datenbank mit dem deutschen Grammatik-Modul kollidiert. Er sucht nicht einfach nach Worten; er sucht nach der absoluten, mathematischen Wahrheit des Satzbaus. Er wägt ab, er prüft, er verwirft.

„Der Dienst... war... ein... großer... Katastrophe“, presst er schließlich hervor. Dann hält er inne, korrigiert sich sofort, während sich eine tiefe Falte auf seiner Stirn bildet: „Eine große Katastrophe? Ein großes Katastrophe?“ Er schließt die Augen und atmet schwer. In diesem Moment leidet er mehr als jeder Patient in seiner Notaufnahme. Für Ahmed ist ein falscher Artikel kein kleiner Lapsus, es ist ein Kunstfehler.

Das Trauma der Artikel

Für jemanden wie Ahmed, der in einer Welt der harten Fakten lebt, ist die deutsche Sprache eine einzige Unverschämtheit. In der Medizin gibt es Regeln, die auf Biologie und Physik basieren. Wenn man A tut, passiert B. Es ist logisch, es ist reproduzierbar. Aber im Deutschen? Da ist das Herz plötzlich sächlich (*das* Herz), aber der Magen ist männlich (*der* Magen), während die Niere aus völlig unerfindlichen Gründen weiblich ist (*die* Niere).

„Heiko“, sagt er verzweifelt und legt die Stirn in Falten, „erklären Sie mir das bitte. Warum ist die Leber eine Frau, aber der Blinddarm ein Mann? Gibt es dafür irgendeine anatomische Begründung, die ich im Studium übersehen habe?“

Ich lehne mich zurück und versuche, den Moment mit einer Mischung aus Empathie und trockenem Humor aufzufangen. „Ahmed“, sage ich ruhig, „wenn es für die deutsche Grammatik eine logische oder anatomische Begründung gäbe, wären wir ein Volk von Philosophen und nicht von Ingenieuren. Es gibt keine Logik. Es ist reine Willkür, gepaart mit Jahrhunderten von sprachlicher Sturheit. Betrachten Sie die Artikel einfach als böartige kleine Bakterien, die versuchen, Ihren Satz zu infizieren. Wir müssen sie nicht verstehen, wir müssen sie nur... nun ja, irgendwie neutralisieren.“

Der "Eisbrecher" im OP-Modus

Ich merke, dass er wieder in diesen Modus verfällt, in dem er jedes Wort dreimal auf die Waagschale legt. Die Angst, einen Fehler zu machen, blockiert ihn völlig. Er behandelt die deutsche Sprache wie ein Skalpell – ein falscher Schnitt, und der ganze Patient namens „Kommunikation“ ist für ihn gestorben.

„Wissen Sie, was das Problem ist, Ahmed?“, frage ich ihn, während ich meine Tasse abstelle. „Sie wollen eine Herztransplantation durchführen, bevor Sie gelernt haben, ein Pflaster unfallfrei auf ein Knie zu kleben. Sie sitzen da und haben panische Angst vor dem falschen Artikel beim Wort ‚Schilddrüse‘. Aber glauben Sie mir: Wenn Sie später im Krankenhaus am Bett stehen und einem Patienten sagen: ‚Ich operiere heute der Schilddrüse‘, dann wird dieser Patient nicht aufspringen und sagen: ‚Halt, Herr Doktor! Bevor Sie mich aufschneiden, korrigieren Sie bitte erst mal Ihren Akkusativ!‘“

Ahmed starrt mich an. Sein Blick wandert von meinen Augen zu seinem Lehrbuch und zurück. Dann beginnt sein Gesicht sich langsam zu entspannen. Ein kurzes, fast ungläubiges Lächeln huscht über seine Züge.

„Sie meinen also“, sagt er langsam, als würde er eine neue medizinische Entdeckung prüfen, „dass die Botschaft wichtiger ist als die Deklination?“

„Genau das“, antworte ich. „In der Chirurgie rettet Ihre Präzision Leben. In der Sprache rettet Ihr Mut zum Fehler das Gespräch. Wenn Sie perfekt sein wollen, müssen wir beide die nächsten sechzig Minuten schweigend voneinander sitzen bleiben. Aber wenn Sie verstanden werden wollen, müssen Sie akzeptieren, dass Ihr Deutsch am Anfang eben ein bisschen aussieht wie eine Baustelle in Kampot – funktionell, man erkennt, was es werden soll, aber hier und da ragt eben noch ein Draht aus der Wand und der Putz bröckelt.“

Wenn der Dativ zur Mutprobe wird

Wir fangen an, eine Patientenübergabe zu üben. Ein Klassiker der Fachsprachprüfung. Ahmed wird sofort wieder ernst, die OP-Maske der Konzentration scheint fast materiell über seinem Gesicht zu hängen. Er liest seine Notizen vor: „Der Patient wurde eingeliefert mit Schmerzen in... dem... Bauch?“ Er sieht mich fragend an, sein Blick fleht förmlich nach Bestätigung. „Oder sagt man: im Bauch?“

„Beides ist absolut okay, Ahmed. Hauptsache, der Patient weiß, wo es wehtut und Sie schneiden nicht am Rücken, wenn der Bauch schmerzt.“

Er schüttelt resigniert den Kopf. „In meiner Welt gibt es kein ‚beides ist okay‘. Wenn ich die Dosis eines Medikaments festlege, ist ‚beides okay‘ der direkte Weg zum Friedhof. Das ist es, was mich wahnsinnig macht. Diese... Unschärfe.“

Das ist der Moment, in dem ich ihm meine Lieblingsgeschichte aus dem Prüfungsalltag erzähle – die Geschichte von dem deutschen Chefarzt, der in einer Prüfung einen ausländischen Kollegen fragte, was er tun würde, wenn er ein wichtiges medizinisches Fachwort in einem kritischen Moment absolut nicht wüsste. Der Kollege antwortete ohne zu zögern: „Ich würde den Patienten anlächeln, seine Hand halten und sagen: ‚Keine Sorge, wir finden das Problem gemeinsam.‘“

Der Chefarzt gab ihm die Bestnote. Warum? Weil er verstanden hatte, dass Empathie die einzige Sprache ist, die keine Artikel braucht und die kein „Monster Deutsch“ jemals besiegen kann.

Das Ende der Sitzung

Gegen Ende unserer Stunde ist Ahmed nicht mehr der Mann, der eine Bombe entschärft. Er ist ein Mann, der begriffen hat, dass er Mensch sein darf. Wir haben über die „Schilddrüse“ gelacht und den „Dativ“ links liegen lassen.

„Heiko“, sagt er, als wir uns verabschieden, „vielleicht ist Deutsch gar kein Monster. Vielleicht ist es nur ein sehr komplizierter Patient, der ein bisschen Geduld braucht.“

„Genau so ist es, Ahmed“, antworte ich. „Und wie bei jedem Patienten gilt: Man muss ihn erst mal stabilisieren, bevor man ihn schönmacht.“

Ich schließe das Fenster. Draußen in Kampot kühlt es langsam ab. Ich ziehe mein Headset ab und grinse. Wieder ein Chirurg, der gemerkt hat, dass ein falscher Artikel keine tödliche Sepsis auslöst. Das ist mein persönlicher Sieg für heute.



Der Chirurg und das Monster Deutsch

Wenn Perfektion auf den Dativ trifft

Kapitel 6: Systemfehler im Satzbau – Wenn Programmierer an der deutschen Grammatik verzweifeln

Der binäre Code der Verzweiflung

Nachdem wir uns ausführlich mit den Chirurgen beschäftigt haben, die die deutsche Sprache oft wie eine Operation am offenen Herzen betrachten, kommen wir zu einer ganz anderen Spezies Mensch, die in meinem virtuellen Klassenzimmer regelmäßig für rauchende Köpfe sorgt: die IT-Spezialisten, Software-Entwickler und Ingenieure.

Wenn ich einen indischen Full-Stack-Entwickler, einen ukrainischen Systemarchitekten oder einen russischen Backend-Spezialisten auf dem Monitor habe, ist die Atmosphäre eine völlig andere. Ein Arzt sucht nach Empathie und Sicherheit; ein ITler sucht nach dem Algorithmus, nach der logischen Formel, nach dem ultimativen „Warum“. Und genau hier liegt das Problem. Denn die deutsche Sprache verhält sich zur Logik etwa so wie ein kambodschanischer Tuk-Tuk-Fahrer zu den Verkehrsregeln: Man weiß theoretisch, dass es sie gibt, aber am Ende fährt man trotzdem dort, wo gerade eine Lücke ist.

Neulich hatte ich Igor in der Leitung. Igor ist ein Genie auf seinem Gebiet. Er baut Systeme für internationale Großbanken, die so komplex sind, dass ich beim bloßen Zuhören das Gefühl bekomme, mein Gehirn bräuchte dringend ein Hardware-Upgrade. Igor denkt rein binär. Für ihn gibt es nur 0 oder 1, Richtig oder Falsch, sauberer Code oder ein kritischer Bug. Er lebt in einer Welt, in der jede Klammer, jeder Punkt und jedes Semikolon eine feste, unverrückbare Funktion hat. Erwartungsgemäß wollte er diese Struktur auch auf mein geliebtes Deutsch übertragen.

Und dann kam ich – und mit mir die Adjektivdeklination.

Das Update, das niemand wollte

Ich sah Igor durch die Kamera an. Er saß in einem ergonomischen Stuhl, drei Monitore im Hintergrund, auf denen Code-Zeilen in Neonfarben flackerten wie die Lichterketten beim kambodschanischen Neujahrsfest. Er starrte auf mein geteiltes Dokument, als hätte ich ihm gerade einen bösartigen Trojaner geschickt, der sein gesamtes Lebenswerk bedroht.

„Heiko“, sagte Igor und rieb sich so fest die Schläfen, dass ich Angst hatte, er könnte sich selbst einen System-Reset verpassen. Sein Gesichtsausdruck war eine Mischung aus tiefer Fassungslosigkeit und intellektuellem Schmerz. „Ich verstehe das System nicht. Ich suche den Master-Key, den Root-Zugriff, aber ich finde ihn nicht. Warum heißt es ‚ein guter Wein‘, wenn er auf dem Tisch steht, aber ‚den guten Wein‘, wenn ich ihn trinke, und ‚mit dem guten Wein‘, wenn ich anstoße? Das Adjektiv ändert seinen Wert, ohne dass sich die Variable ändert. Das ist... das ist kein logischer Code. Das ist ein katastrophaler Systemfehler!“

Ich lehnte mich in meinem schweren Teakholz-Stuhl zurück. Draußen in Kampot kletterte das Thermometer gerade auf die 35-Grad-Marke, und der Deckenventilator drehte mühsam seine Runden.

„Igor“, sagte ich und versuchte, so ruhig und pädagogisch wertvoll wie möglich zu klingen, „du begehst den klassischen Fehler, Deutsch wie eine moderne Programmiersprache wie Python oder C++ zu betrachten. Du denkst, es gäbe eine saubere Dokumentation. Aber das ist ein Irrtum. Deutsch ist kein modernes Betriebssystem. Deutsch ist wie eine uralte, völlig veraltete Software aus den frühen 70er-Jahren. Stell dir vor, über Jahrzehnte haben hunderte verschiedene Programmierer, die sich alle gegenseitig gehasst haben, wahllos neue Updates drübergebügelt, ohne jemals den alten, fehlerhaften Code zu löschen. Die deutsche Grammatik ist ein einziges Chaos aus inkompatiblen Befehlen und sogenannten ‚Legacy-Problemen‘.“

Der Bug im Nebensatz

Igor starrte mich entgeistert an. „Aber wenn es keinen Sinn ergibt, warum repariert es dann niemand? Warum gibt es kein Refactoring?“

„Weil die User – also wir achtzig Millionen Deutschen – uns an die Fehler gewöhnt haben“, antwortete ich trocken. „Wir nennen es Kultur und Muttersprache.“

Besonders die deutsche Satzstellung treibt meine IT-Leute regelmäßig an den Rand des Wahnsinns. In jeder vernünftigen Programmiersprache kommt der Befehl, die Funktion, ganz am Anfang. Man will wissen, was das Programm tun soll, bevor man die Parameter lädt. Im Deutschen hingegen ist das Verb oft wie eine Überraschungsparty am Ende eines quälend langen Korridors gelagert.

Ich gab ihm ein Beispiel für einen klassischen deutschen Behördensatz: „Ich habe heute Morgen mit dem neuen Kunden über das sehr komplexe Projekt und die damit verbundenen technischen Schwierigkeiten sowie die voraussichtliche Kostenaufstellung für das nächste Quartal... gesprochen.“

Igor schlug buchstäblich die Hände über dem Kopf zusammen. „Das ist die ineffizienteste Architektur, die ich je gesehen habe! Mein Gehirn muss den gesamten Satz im Arbeitsspeicher zwischenspeichern, den gesamten Kontext halten, nur um am Ende – nach zehn Sekunden Wartezeit – zu erfahren, was eigentlich die Aktion war. Das ist ein klassischer Buffer Overflow! Wenn ich so programmieren würde, würde jeder Server auf diesem Planeten innerhalb von Millisekunden explodieren.“

Ich musste lachen, während ich beobachtete, wie ein kleiner Gecko an meiner Wand entlanghuschte. „Willkommen in der deutschen Mentalität, Igor. Wir lieben es, die Spannung bis zum Schluss zu halten. Wir sind ein Volk von Wartenden. Wir warten auf den Bus, wir warten auf die Baugenehmigung, und wir warten eben auch auf das Verb am Satzende. Es trainiert die Geduld.“

Ingenieure und die Präzisions-Falle

Ähnlich verhält es sich mit den Ingenieuren in meinen Kursen. Ich arbeite oft mit Maschinenbauern zusammen, Männern und Frauen, die gewohnt sind, dass man mit einer Toleranzgrenze von 0,001 Millimetern arbeitet. Für diese Menschen ist Sprache ein Werkzeug, das exakt sein muss wie eine Schieblehre.

Einer meiner Schüler, ein Brückenbau-Ingenieur aus Kiew, fragte mich einmal völlig verzweifelt: „Heiko, erklär mir das Wort ‚umfahren‘. Wenn ich jemanden *umfahre*, ist er im Krankenhaus. Wenn ich ihn *umfahre*, ist alles in Ordnung. Es ist das exakt gleiche Wort, die gleichen Buchstaben. Wie kann eine Sprache so... statisch instabil sein? Das ist ein Sicherheitsrisiko! In einer Bauanleitung würde das zu Toten führen!“

Ich erklärte ihm, dass die deutsche Sprache nicht auf Statik beruht, sondern auf Intuition, Melodie und Betonung. „Es ist wie mit dem Wetter hier in Kampot“, sagte ich. „Manchmal sieht der Himmel morgens perfekt blau aus, aber fünf Minuten später stehst du knietief im Wasser, weil ein Monsunregen alles geflutet hat. Du musst lernen, die feinen Nuancen in der Luft zu lesen, anstatt dich stur auf das Handbuch zu verlassen.“

Die Lösung: Der "Grammatik-Hack"

Um meine ITler und Ingenieure nicht völlig in die Depression zu treiben, musste ich meine gesamte Lehrmethode umstellen. Ich hörte auf, ihnen die „Schönheit“ oder „Dichterkraft“ der Sprache zu verkaufen. Stattdessen verkaufte ich ihnen die deutsche Grammatik als einen gigantischen, jahrhundertealten „Workaround“.

Wir fingen an, Sätze wie Code-Blöcke zu analysieren. Wir suchten nach dem „Root-Verzeichnis“ (dem Subjekt) und definierten die Artikel als notwendige, aber eigentlich völlig nutzlose Metadaten.

„Sieh mal, Igor“, sagte ich während einer besonders zähen Stunde über das Relativpronomen im Dativ, „betrachte das ‚-en‘ am Ende des Adjektivs einfach als eine Art Verschlüsselungs-Protokoll. Es hat keinen logischen Nutzwert für den eigentlichen Inhalt des Satzes, aber das System – also der deutsche Muttersprachler – akzeptiert den Input sonst nicht. Es ist eine Fehlermeldung, die wir vermeiden wollen. Schreib den Code einfach so, wie der User ihn erwartet, auch wenn du weißt, dass der Code eigentlich ‚Dirty Code‘ ist.“

Der Durchbruch unter Palmen

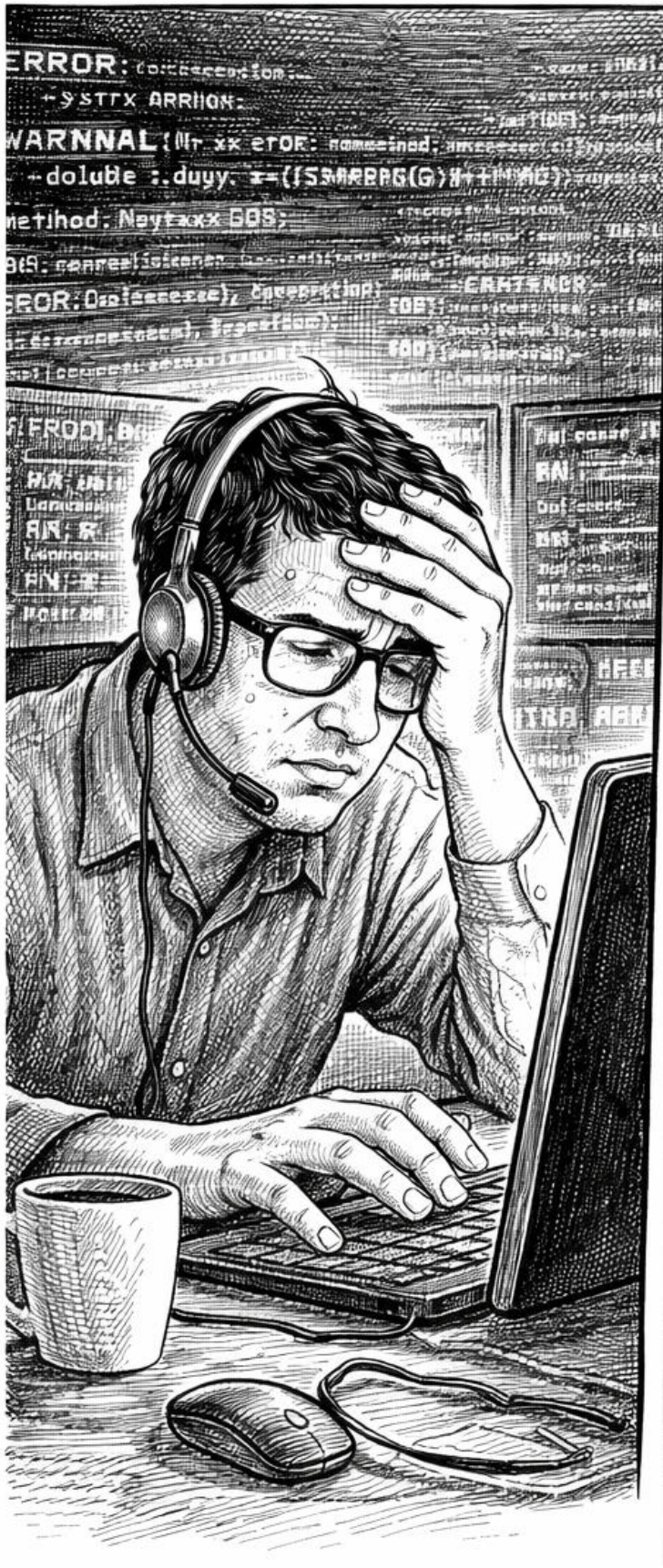
Das war der Wendepunkt. Sobald Igor begriffen hatte, dass er nicht zu dumm für Deutsch ist, sondern dass einfach nur das „Betriebssystem Deutsch“ völlig

veraltet, unlogisch und voller Bugs ist, kam sein Humor zurück. Wir lachten gemeinsam über Sätze, die so lang und verschachtelt waren, dass sie gegen jede vernünftige Clean-Code-Richtlinie verstießen.

„Heiko“, sagte er am Ende der Stunde, während er sich grinsend eine Zigarette ansteckte, „ich habe verstanden. Deutsch ist kein System, das man verstehen kann. Deutsch ist ein System, das man hacken muss.“

Genau das ist mein Ziel hier in Kampot. Wenn wir unter dem Deckenventilator sitzen und über binäre Grammatikfehler lachen, dann hat das Monster Deutsch seinen Schrecken verloren. Denn am Ende des Tages ist Kommunikation kein fehlerfreier Code – es ist der mutige Versuch, sich trotz aller Systemfehler, veralteter Updates und unlogischer Befehle gegenseitig zu verstehen.

Wenn Igor heute einen Fehler macht, schämt er sich nicht mehr. Er grinst in die Kamera und sagt: „Heiko, sorry, da war wieder ein Bug in meinem Sprachmodul. Ich brauche wohl einen Patch für das nächste Kapitel.“



Systemfehler im Satzbau –

– Wenn Programmierer an der deutschen Grammatik verzweifeln

Kapitel 7: Glasfaser im Dschungel – Warum das Internet in Kambodscha Deutschland alt aussehen lässt

Das digitale Paradoxon

Es ist eines der hartnäckigsten und gleichzeitig amüsantesten Missverständnisse, denen meine Schüler in Europa unterliegen: Sie glauben, ich säße hier am buchstäblichen Ende der Welt und müsste meine Datenpakete per berittenem Boten zum nächsten Satelliten schicken. In ihren Köpfen sitze ich wahrscheinlich in einer strohgedeckten Hütte, kämpfe mit Moskitos und bete zu den Göttern des Empfangs, dass mein Zoom-Call nicht alle drei Minuten zusammenbricht. Wenn ich ihnen dann erzähle, dass ich mitten im kambodschanischen Nirgendwo, umgeben von Reisfeldern und Wasserbüffeln, eine Glasfaserleitung habe, die stabiler, schneller und vor allem unkomplizierter ist als das, was viele von ihnen in ihren Berliner Altbauwohnungen oder Frankfurter Vorstädten erleben, erntet das meistens nur ungläubiges Schweigen.

In Deutschland ist das Internet ein Politikum, ein ewiges, fast schon religiöses Versprechen der Digitalisierung, das oft an der nächsten Autobahnbrücke oder dem nächsten Funkloch endet. In Kambodscha hingegen hat man die Steinzeit der Telekommunikation – das mühsame Verlegen von Kupferkabeln über Jahrzehnte – einfach übersprungen. Hier hat man die Digitalisierung nicht diskutiert, man hat sie gemacht. Man hat die Glasfaser einfach direkt an die Palmen und Strommasten gehängt. Das Ergebnis ist ein digitales Paradoxon, das mich jeden Tag aufs Neue fasziniert: Ich unterrichte in einer Welt, in der die Menschen ihren Reis noch oft mit der Sichel ernten und ihre Waren auf klapprigen Mopeds transportieren, aber dabei gleichzeitig 4K-Videos auf TikTok hochladen oder Live-Streams schauen, ohne dass der Ladebalken auch nur eine Sekunde zuckt.

Aber auch das beste Netz der Welt hat einen natürlichen Feind, den kein deutscher Provider, keine Telekom und kein Vodafone in seinem Risikomanagement oder in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen vorgesehen hat: den Hunger und die unbändige Neugier der lokalen Tierwelt.

Der Anschlag auf die Highspeed-Leitung

Es war einer jener Nachmittage in Kampot, an denen die Luft so dick ist, dass man das Gefühl hat, man müsse sie eher beiseite schieben als durch sie hindurchzugehen. Die Sonne brannte unerbittlich auf mein Dach, und ich war gerade mitten in einer hochkonzentrierten Sitzung mit einer Gruppe von Ingenieuren aus München. Wir diskutierten über die Feinheiten der technischen Dokumentation und die korrekte Verwendung des Passivs in Sicherheitsberichten. Es war eine jener perfekten Stunden, in denen die Chemie stimmt, die Technik mitspielt und die Verbindung so kristallklar war, als säßen wir alle im selben Raum in der bayerischen Landeshauptstadt.

Plötzlich: Ein grelles, fast beleidigtes Kreischen von draußen, gefolgt von einem dumpfen Schlag auf meinem Blechdach. Das Geräusch klang wie ein kleiner Hagelsturm, der nur aus einem einzigen, sehr wütenden Stein bestand. Und dann passierte das Unvermeidliche.

Standbild.

Die Münchner Ingenieure erstarrten auf meinem Monitor in einer kollektiven, fast schon komischen Grimasse der Konzentration. Die Glasfaserleitung, mein ganzer Stolz und das Rückgrat meiner Existenz, hatte innerhalb einer Millisekunde den Geist aufgegeben.

Ich wusste sofort, wer der Täter war. Ich riss mir das Headset vom Kopf, rannte auf die Veranda und sah gerade noch, wie ein kräftiger Makake mit einem triumphierenden Quietschen und einem Stück meines schwarzen Kabels im Maul im nächsten Mangobaum verschwand. Er hatte das Kabel nicht einfach nur beschädigt – er hatte es mit der chirurgischen Präzision eines Seitenschneiders durchtrennt. Wahrscheinlich dachte er in seinem jugendlichen Leichtsinne, es sei eine besonders zähe, tiefschwarze Urwald-Liane mit einem interessanten, gläsernen Kern. Dass er gerade die Lebensader zwischen den Tropen und der deutschen Industrie durchgebissen hatte, schien ihn kein bisschen zu stören. Er sah mich aus sicherer Entfernung an, kaute genüsslich auf dem wertvollen Material herum und schien sich über meine Fuchtelei am Boden köstlich zu amüsieren.

Kambodschanische Effizienz vs. Deutsche Servicewüste

In diesem Moment des digitalen Totalausfalls schoss mir ein Gedanke an meine alte Heimat durch den Kopf. Ich stellte mir vor, was jetzt passieren würde, wenn mir das in einem Vorort von Köln oder München passieren würde. Ich sah mich förmlich vor meinem inneren Auge, wie ich mindestens drei Stunden in einer kostenpflichtigen Warteschleife hängen würde. Ich hörte die blecherne Version von „Your Love Is My Love“ auf der Panflöte, die mich alle zwei Minuten daran erinnerte, wie wichtig mein Anruf sei. Ich sah den genervten Mitarbeiter vor mir, der mir nach langem Hin und Her erklären würde, dass der nächste Technikertermin in frühestens drei Wochen zwischen 8 und 16 Uhr frei sei – und dass ich mir bitte den ganzen Tag freihalten solle, da man die Ankunftszeit nicht genauer eingrenzen könne.

In Kampot läuft das anders. Hier gibt es keine Warteschleifen, keine Ticket-Nummern und keine anonymen Callcenter in Drittstaaten.

Ich griff zu meinem Smartphone, das Gott sei Dank noch über das mobile Netz verfügte, und schrieb meinem Provider eine kurze Nachricht per Telegram. In Kambodscha ist Telegram nicht nur eine App, es ist das Betriebssystem des öffentlichen Lebens. Kein Formular, keine Kundennummer, keine bürokratische Hürde. Ich schrieb einfach nur: „Hi, ein Affe hat gerade meine Glasfaserleitung am Haus gefressen. Ich bin mitten im Unterricht. Hilfe! Heiko.“

Die Antwort kam nicht nach Stunden, sondern nach genau einundfünfzig Sekunden: „Oh, sorry Heiko! Die Affen sind heute wieder hungrig. Ein Techniker ist bereits in deiner Nähe. Er kommt sofort vorbei.“ Ich starrte auf das Display. In Deutschland hätte allein das Einreichen der Störungsmeldung länger gedauert, als hier die gesamte Kommunikation. Keine zwanzig Minuten später hörte ich das vertraute, rhythmische Knattern eines kleinen, etwas mitgenommenen Mopeds. Es war Sokha. Er trug Flip-Flops, ein verwaschenes T-Shirt mit der Aufschrift „Internet Hero“ und hatte eine riesige Rolle nagelneues Glasfaserkabel über die Schulter gehängt, als wäre es ein Lasso für den nächsten Rodeo-Einsatz. Er grinste mich breit an, sah kurz auf das zerbissene, traurig am Boden liegende Ende der Leitung und sagte nur trocken: „Monkey hungry, teacher. No problem. We fix.“

Die Akrobatik der Reparatur

Sokha wartete nicht auf eine Hebebühne, er fragte nicht nach einer Sicherheitsfreigabe und er suchte auch nicht nach einer Leiter, die den deutschen Berufsgenossenschafts-Normen entsprach. Er klemmte sich sein Spleißgerät und eine kleine Tasche mit Werkzeug zwischen die Zähne und kletterte an einem hölzernen Pfeiler meiner Veranda hoch wie ein Artist im Cirque du Soleil.

Während er in schwindelerregender Höhe auf dem schmalen Dachrand hockte und das neue Kabel mit einer Geschwindigkeit und Fingerfertigkeit spleißte, die jeden deutschen Fernmeldetechniker in den sofortigen Burnout getrieben hätte, unterhielten wir uns. Er balancierte dort oben, als wäre er selbst ein Teil der lokalen Tierwelt.

„Die Affen lieben die schwarze Farbe“, erklärte er mir von oben herab, während er geschickt die hauchfeinen Glasfasern verband. „Sie denken, es ist eine Schlange. Und Schlangen sind hier eine Delikatesse oder eine Bedrohung – so oder so, sie beißen rein. Wir müssten die Kabel eigentlich gelb anstreichen, aber dann würden vielleicht die Vögel kommen.“

In weniger als fünfzehn Minuten war die Leitung wieder scharf. Sokha sprang mit einer Leichtigkeit vom Dach, die meine eigenen Knie vor Neid erblassen ließ, klopfte sich den Staub von den Hosen und lehnte sogar dankend das extra Trinkgeld ab, das ich ihm für diesen Rekordeinsatz aufdrängen wollte. „Gehört zum Service, Heiko. Deine Schüler warten. Viel Spaß beim Unterrichten!“

Die verkehrte Welt

Als ich mich wieder an meinen Laptop setzte, das Headset aufsetzte und das Meeting neu startete, war die Überraschung auf der anderen Seite der Welt perfekt. Meine Ingenieure in München waren noch immer fassungslos. Sie hatten gerade mal Zeit gehabt, sich in der Küche einen neuen Kaffee zu holen und kurz über das schlechte Wetter in Bayern zu schimpfen, als mein Gesicht plötzlich wieder scharf und flüssig auf ihren Monitoren erschien.

„Heiko, bist du es wirklich?“, fragte einer der Teilnehmer mit weit aufgerissenen Augen. „Wir dachten, du bist für den Rest der Woche offline. Wir haben schon gewitzelt, dass wir jetzt wohl drei Wochen Pause haben. Bei mir zu Hause in der Nähe von München hat die Telekom letztes Jahr geschlagene zwei Wochen gebraucht, um nur den Router auszutauschen – und da hat kein Affe das Kabel gefressen, da war einfach nur ein Stecker kaputt!“

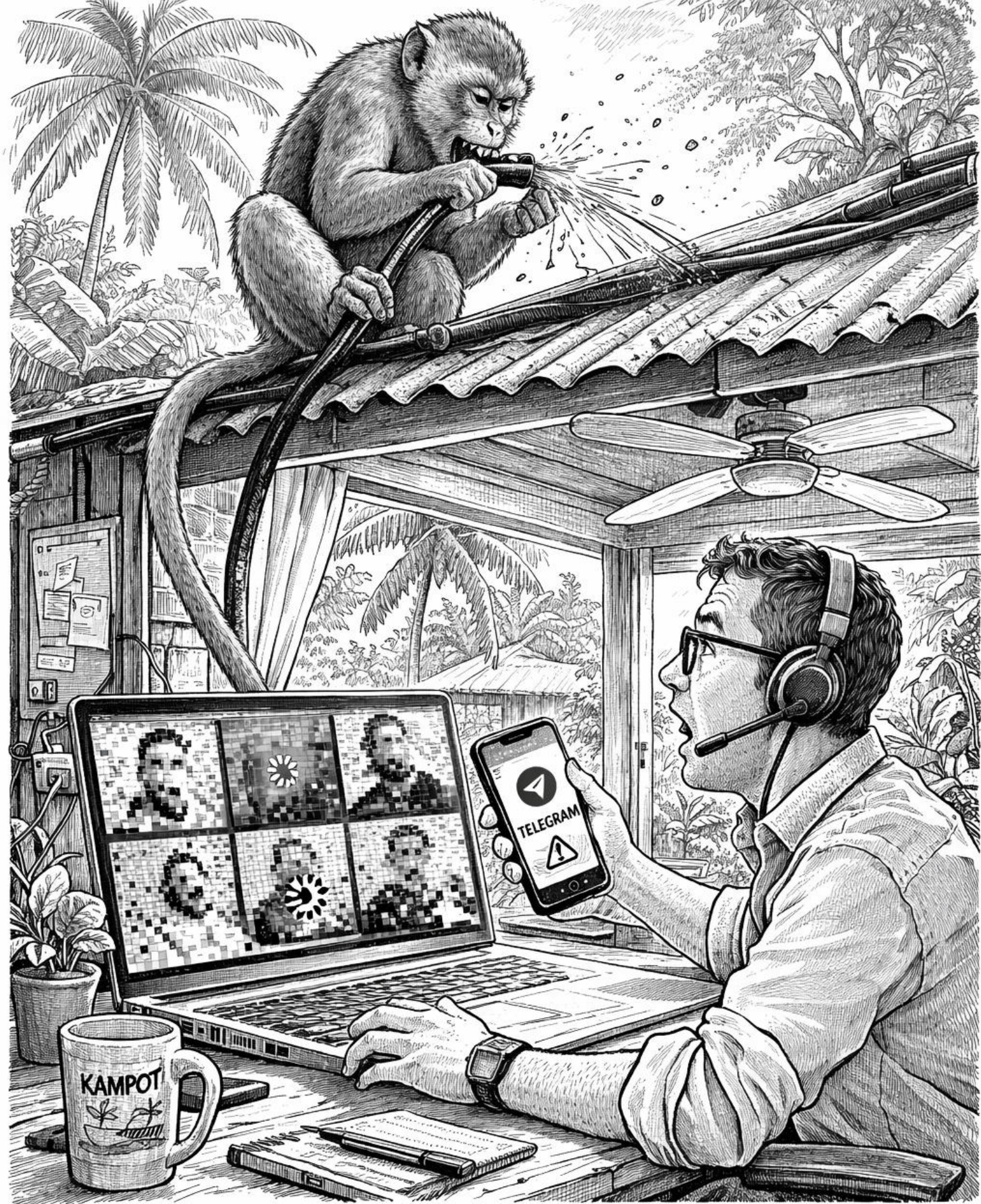
Ich lachte, lehnte mich entspannt zurück und rückte mein Mikrofon zurecht. „Tja, meine Herren“, sagte ich mit einem Augenzwinkern, „willkommen im digitalen Kambodscha. Hier fressen zwar die Affen gelegentlich die Leitungen, aber die Menschen haben noch Lust und die Freiheit, Probleme sofort zu lösen. Während ihr in Deutschland noch über die Gigabit-Strategie und die Verlegung von Leerrohren debattiert, hängt bei uns schon das nächste Kabel am Baum. Wir sind vielleicht im Dschungel, aber digital gesehen seid ihr die Hinterwäldler.“

Diese Geschichte ist für mich bezeichnend für mein gesamtes Leben hier. Das Internet in Kambodscha ist nicht nur technologisch oft überlegen, weil es neuer und moderner ist, es ist vor allem menschlich effizienter. Es gibt keine bürokratischen Hürden, keine starren Prozesse, die eine schnelle Lösung verhindern. Wenn etwas kaputt ist, wird es repariert. Ohne Terminbestätigung per Post, ohne Identitätsprüfung und ohne drei verschiedene Abteilungen.

Das ist genau der Spirit, den ich auch in meinen Unterricht einbaue. Wir halten uns nicht mit starren, veralteten Lehrplänen auf, wenn das echte Leben oder die berufliche Realität meiner Schüler dazwischengrätscht. Wir improvisieren, wir sind schnell, und wir finden Lösungen, bevor das Problem in Deutschland überhaupt richtig in einem Protokoll erfasst wurde.

Manchmal erzähle ich meinen Schülern, dass Deutschland von Kambodscha nicht nur etwas über Gelassenheit und das Lächeln lernen kann, sondern ganz konkret etwas über Kundenservice und echten Breitbandausbau. Dann lachen wir gemeinsam über die verkehrte Welt: Der Lehrer barfuß im „Dschungel“ hat das bessere Netz und den schnelleren Techniker als der hochbezahlte Ingenieur im vermeintlichen Hightech-Land.

Mein neues Kabel ist jetzt übrigens mit einer extra Schicht Schutzrohr versehen, die hoffentlich selbst dem hungrigsten und neugierigsten Makaken den Appetit verdirbt. Aber selbst wenn nicht – ich weiß jetzt, dass Sokha und sein knatterndes Moped nur eine kurze Nachricht bei Telegram entfernt sind. Und das ist eine Sicherheit, die mir kein deutscher Provider in all den Jahren jemals so unkompliziert bieten konnte.



— Glasfaser im Dschungel —

Warum das Internet in Kampot
Deutschland alt aussehen lässt

Kapitel 8: Fundamente aus Stein – Die Ära der dreizehn Häuser

Stille im virtuellen Klassenzimmer

Es gab eine Phase in meinem Leben hier in Kampot, in der mein Headset ganz tief unten in einer Schublade verschwand. Mein Laptop, der heute mein wichtigstes Fenster zur Welt ist, blieb damals oft tagelang ausgeschaltet und sammelte in der tropischen Luft eine feine Schicht aus rotem Staub. In jener Zeit korrigierte ich keine Aufsätze, ich erklärte niemandem den Unterschied zwischen „als“ und „wenn“, und ich simulierte keine Fachgespräche für Chirurgen.

Ich hatte eine Entscheidung getroffen: Ich wollte in Kambodscha nicht nur zu Gast sein, ich wollte Wurzeln schlagen, die man anfassen kann. Ich wollte etwas Bleibendes schaffen. Also tauschte ich den Rotstift gegen die Maurerkelle, das bequeme Hemd gegen ein durchgeschwitztes T-Shirt und das Wörterbuch gegen handgezeichnete Baupläne, die oft genug während der Mittagshitze auf der Rückseite von Zementsäcken ergänzt wurden.

Dreizehn Häuser und ein Restaurant baut man nicht nebenher. Wer glaubt, man könne in Südostasien als Ausländer einfach ein paar Anweisungen geben und sich dann in der Hängematte schaukeln, während die Gebäude wie von Zauberhand aus dem Boden wachsen, der hat noch nie versucht, ein solches Projekt in der Realität zu stemmen. In jenen Jahren war ich kein Lehrer. Ich war Bauherr, Krisenmanager, Logistik-Experte und manchmal auch derjenige, der mit dem Moped durch den Regen jagte, weil irgendwo fünfzig Sack Zement fehlten, ohne die am nächsten Morgen alles stillgestanden hätte.

Der Rhythmus der Baustelle

Mein Alltag wurde nicht mehr von Stundenplänen bestimmt, sondern vom Rhythmus der Natur und der Verfügbarkeit von Material. In Deutschland ist Bauen ein bürokratischer Akt, der von Normen und Versicherungen gerahmt wird.

Hier in Kampot ist Bauen ein physischer Kraftakt. Ich verbrachte meine Tage draußen auf dem Gelände, umgeben vom Lärm der Betonmischer und dem rhythmischen Klopfen der Hämmer.

Die Hitze in Kambodscha ist eine ganz eigene Herausforderung, wenn man dreizehn Häuser gleichzeitig hochzieht. Es gibt diese Momente um zwei Uhr nachmittags, wenn die Sonne senkrecht steht und die Luft so flirrt, dass man das Gefühl hat, man könne sie schneiden. In diesen Momenten lernt man, was Durchhaltevermögen wirklich bedeutet. Ich stand zwischen halbfertigen Mauern, besprach mit meinen Arbeitern die Verlegung der Wasserleitungen oder die Ausrichtung der Dachbalken. Es war eine Zeit der totalen Präsenz im Hier und Jetzt. Wenn du dreizehn Dächer gleichzeitig planst, bleibt kein Raum für grammatikalische Grübeleien. Dein Kopf ist voll mit Quadratmetern, Kubikmetern Beton und der brennenden Frage, ob das Holz für die Fensterrahmen rechtzeitig vor dem nächsten Monsunregen eintrifft.

Das Gesetz der Improvisation

In dieser Phase lernte ich eine Lektion, die mir später, als ich zum Unterrichten zurückkehrte, unschätzbare Dienste leisten sollte: Die Kunst der radikalen Improvisation. In Deutschland plant man ein Haus bis zur letzten Steckdose. In Kambodscha lernt man, dass ein Plan nur so gut ist wie die Fähigkeit, ihn im entscheidenden Moment über den Haufen zu werfen.

Ich erinnere mich an den Bau der mittleren Häusergruppe. Wir hatten alles vorbereitet, die Fundamente waren gegossen, die Steine geliefert. Doch dann entschied die Natur, dass es eine besonders heftige Regenzeit werden würde. Die Baustelle verwandelte sich innerhalb von Stunden in eine Schlammwüste. Unsere Logistik brach zusammen, weil die Lastwagen mit den Ziegeln nicht mehr den Hügel hinaufkamen.

In meiner früheren Welt hätte ich vielleicht verzweifelt. Hier in Kampot saß ich mit meinen Arbeitern unter einem provisorischen Wellblechdach, wir tranken kalten Tee und warteten. Ich lernte, dass man Dinge nicht erzwingen kann. Man muss mit dem Material und den Umständen arbeiten, die man hat.

Wir änderten die Reihenfolge der Arbeiten, wir konzentrierten uns auf den Innenausbau der bereits stehenden Häuser, und ich lernte, dass Geduld nicht bedeutet, untätig zu sein, sondern den richtigen Moment abzuwarten.

Die Geburtsstunde des Restaurants

Parallel zum Bau der Häuser wuchs das Restaurant. Es sollte das pulsierende Herz des Geländes werden, ein Treffpunkt für Menschen aus aller Welt. Aber ein Restaurant zu bauen und einzurichten, ist eine ganz eigene Disziplin. Es ging nicht nur um Mauern und Dächer, es ging um die Seele des Ortes. Ich kümmerte mich um die Kücheneinrichtung, die Auswahl der Möbel und die Gestaltung des offenen Essbereichs, der den Blick auf das Grün der Palmen freigeben sollte.

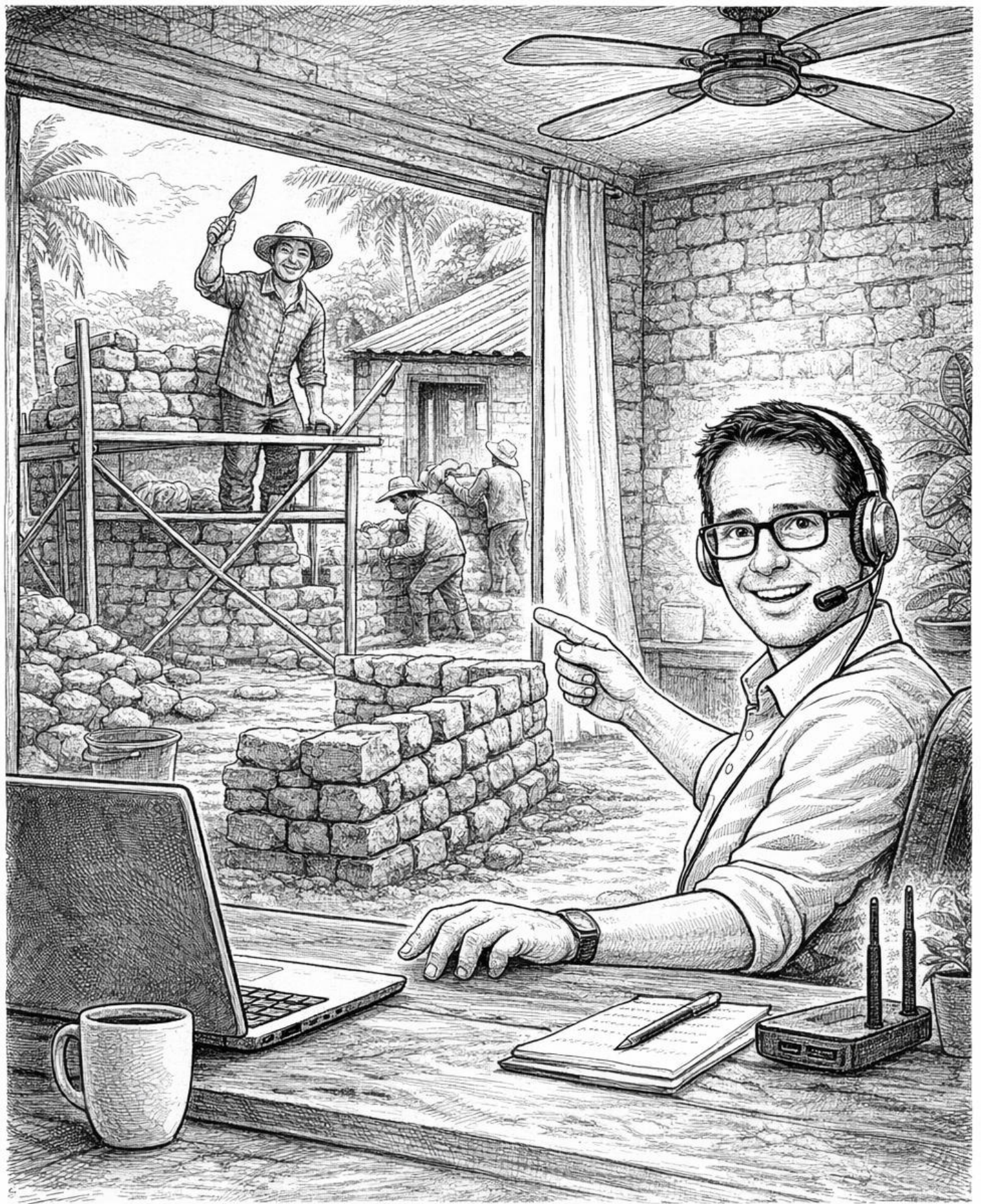
In dieser Zeit war ich Gastronom durch und durch. Ich tüftelte an der Logistik der Küche und überlegte, wie wir die Frische der Produkte garantieren konnten, wenn der nächste große Markt Kilometer entfernt war. Ich war weit weg von der deutschen Sprache, aber ich war so nah am „echten Business“ wie nie zuvor in meinem Leben. Wer dreizehn Häuser verwaltet und ein Restaurant aus dem Boden stampft, der lernt, wie man Menschen führt, wie man Konflikte löst und wie man ein Ziel erreicht, auch wenn der Weg dorthin voller Schlaglöcher und unvorhergesehener Hindernisse ist.

Die Rückkehr mit breiteren Schultern

Erst als der letzte Pinselstrich getan war, als die Häuser fertig im Licht der Abendsonne standen und das Restaurant die ersten Gäste begrüßte, spürte ich, dass ein Kapitel abgeschlossen war. Ich hatte mir ein Imperium aus Stein geschaffen. Ich war nicht mehr der Lehrer, der nur Theorie vermittelte. Ich war der Mann, der bewiesen hatte, dass er in der harten Realität Kambodschas bestehen kann.

Als ich schließlich mein Headset wieder aus der Schublade holte und den Laptop aufklappte, um den ersten Schüler nach dieser langen Pause zu begrüßen, fühlte ich mich anders. Ich hatte nun ein Fundament, das tiefer reichte als jedes Lehrbuch. Die Jahre auf der Baustelle hatten mir eine Gelassenheit und eine Autorität verliehen, die ich vorher nicht kannte.

Wenn ich heute meinen Schülern – den Ingenieuren, die an der Statik ihrer Sätze zweifeln, oder den Ärzten, die Angst vor der großen Prüfung haben – gegenüberstehe, dann tue ich das als jemand, der weiß, wie man Fundamente gießt. Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein Projekt zu scheitern droht, und ich weiß, wie man es trotzdem zu Ende bringt. Meine dreizehn Häuser stehen heute fest auf kambodschanischem Boden, und sie sind der Grund, warum mich heute keine deutsche Grammatikregel mehr aus der Ruhe bringen kann. Wer dreizehn Häuser gebaut hat, der weiß: Am Ende zählt nur, dass das Dach hält und die Basis stabil ist.



13 Häuser und kein einziger
— Nervenzusammenbruch —
Bauen als Lebensschule

Kapitel 9: Wenn das Leben die Karten neu mischt – Kampf an drei Fronten

Der Tag, an dem die Welt stillstand

In Deutschland gibt es für alles ein Formular. Es gibt Krankenversicherungen, Pflegegrade und ein soziales Netz, das so engmaschig ist, dass man fast vergisst, wie es ist, wirklich zu fallen. In Kambodscha, als Besitzer von dreizehn Häusern und einem Restaurant, bist du selbst das Fundament, die Säule und das Dach deines Lebens. Wenn das Fundament Risse bekommt, wackelt das ganze Imperium.

Es gab keinen dramatischen Paukenschlag, keine filmreife Szene. Es war ein schleichender Prozess, der meine Realität unter den Palmen von Kampot Stück für Stück zerlegte. Zuerst war da dieses leichte Zittern. Ich schob es auf den Stress, auf die Hitze, auf die unzähligen Tassen Kaffee, die ich brauchte, um den Betrieb am Laufen zu halten. Dann kam die Diagnose: **Parkinson**. Ein Wort, das sich wie Blei in meine Zukunftsplanung legte. Aber das Schicksal war noch nicht fertig mit mir. **Diabetes** kam dazu, als wollte mein Körper testen, wie viel Zucker und Galle ich gleichzeitig vertragen kann. Und als wäre das nicht genug, schlug der **Krebs** ein wie eine Bombe.

Das war kein "Burnout", über den man in deutschen Lifestyle-Magazinen liest, während man sich über die Work-Life-Balance beschwert. Das war ein Frontalangriff auf meine Existenz. Ich saß auf meiner Veranda, schaute auf meine dreizehn Häuser, die ich Stein für Stein, Schweißperle für Schweißperle hochgezogen hatte, und begriff: Diese Häuser, dieser Besitz, dieses Restaurant – all das forderte einen Preis, den ich körperlich nicht mehr zahlen konnte. Wenn du Parkinson hast, wird jede kaputte Wasserleitung in Haus Nummer 4 zu einem unüberwindbaren Hindernis. Jeder Gast im Restaurant, der sich über eine zu kalte Suppe beschwert, ist ein Angriff auf deine schwindenden Kraftreserven.

Die radikale Amputation des Besitzes

Ich stand vor der schwersten Entscheidung meines Lebens. In Deutschland hätte man mir zu einer Kur geraten, zu einer Reha, vielleicht zu einem Verwalter für meine Immobilien. Aber ich wusste: Kambodscha verzeiht keine halben Sachen. Hier musst du ganz da sein, oder du gehst unter. Ich sah meine Tochter Laura an, die damals noch in die normale Schule ging und deren Welt noch heil war, und ich wusste: Ich muss mich entscheiden. Will ich als kranker Hausherr langsam verbittern, während mein Imperium um mich herum zerfällt, oder will ich leben?

Ich entschied mich für das Leben. Und das bedeutete: Ich verkaufte alles.

Der Verkauf des Resorts, der dreizehn Häuser und des Restaurants war kein wirtschaftlicher Rückzug. Es war eine lebensnotwendige Amputation. Ich trennte mich von dem Ballast des Besitzes, um den Kern meines Seins zu retten. Ich verkaufte die Häuser eines nach dem anderen. Mit jedem Vertrag, den ich unterschrieb, fühlte ich, wie eine Last von mir abfiel, aber gleichzeitig auch, wie das Zittern meiner Hände eine neue Bedeutung bekam. Ich war nicht mehr der Immobilien-König von Kampot. Ich war wieder Heiko – ein Mann mit einem Laptop, einer Tochter und einem ungebrochenen Willen.

Online-Unterricht: Mein Trotz gegen die Diagnose

Ich reduzierte mein Leben auf das Wesentliche: Ein Haus zum Leben für uns, ein Haus zum Vermieten als kleine Absicherung. Und dann holte ich das Headset wieder hervor.

Heute unterrichte ich online. Es ist mein neues Schlachtfeld, aber eines, das ich beherrsche. Wenn ich vor dem Monitor sitze und Chirurgen, Ingenieuren oder IT-Spezialisten die deutsche Sprache beibringe, dann ist das für mich keine Arbeit. Es ist Therapie. Es ist mein täglicher Sieg über den Parkinson. Wenn ich mich auf die Grammatik konzentriere, wenn ich die Fehler in einem Arztbrief korrigiere, dann hat der Krebs in diesen sechzig Minuten keine Macht über mich. In der digitalen Welt zittert meine Stimme nicht. Dort bin ich die Autorität, der Lehrer, der Mentor.

Meine Schüler wissen oft nichts von den Tabletten, die auf meinem Schreibtisch liegen, oder von den Arztterminen, die meinen Kalender markieren. Sie sehen einen Mann im ordentlichen Hemd, der sie fordert und der keinen Millimeter nachgibt, wenn es um den korrekten Satzbau geht. Diese Arbeit gibt mir die Struktur, die ich brauche, um nicht aufzugeben. Es ist eine Form von Disziplin, die ich mir auf den Baustellen Kambodschas angeeignet habe und die ich jetzt gegen meine eigenen Krankheiten einsetze.

Der bittere Vergleich: Deutsche Wehleidigkeit

Das ist der Teil meiner Geschichte, den meine Schüler in Deutschland so dringend hören müssen. Ich erlebe es fast täglich: Da sitzt ein gesunder, junger Mann in einer klimatisierten Wohnung in München und jammert mir vor, wie „stressig“ sein Leben sei, weil der Chef eine Deadline vorgezogen hat oder der Internetanschluss für eine Stunde gestreikt hat.

Ich atme dann tief durch, spüre das Zittern in meinen Beinen und sage ganz ruhig: „Wissen Sie, ich unterrichte Sie hier gerade aus Kambodscha. Ich kämpfe gegen Parkinson, ich habe Diabetes und ich habe den Krebs besiegt – oder kämpfe zumindest jeden Tag dagegen an. Wir können jetzt Ihre Zeit damit verschwenden, über Ihren Stress zu reden, oder wir nutzen die Stunde, um Ihren Traum von einer Karriere in Deutschland wahr zu machen. Was ist Ihnen wichtiger?“

Diese Momente rücken die Welt gerade. Es ist ein brutaler Vergleich, ja. Aber er ist notwendig. Meine Krankheiten haben mir eine Klarheit verliehen, die ich früher nicht hatte. Ich habe keine Zeit mehr für Nebensächlichkeiten. Das Leben unter Palmen ist heute kein Urlaub mehr, es ist ein hochkonzentrierter Kampf um Qualität. Qualität im Unterricht und Qualität in der Zeit mit meiner Tochter.

Die neue Normalität mit Laura

Laura geht morgens in die Schule, so wie sie es immer getan hat. Aber der Nachmittag hat sich verändert. Wenn sie nach Hause kommt, bin ich da. Ich bin nicht mehr auf einer Baustelle verschwunden oder diskutiere mit Köchen in der Restaurantküche. Wir sitzen zusammen, sie macht ihr Homeschooling, ich bereite meine Stunden vor oder unterrichte.

Wir leben in einer Symbiose aus Lernen und Überleben.

Sie sieht meinen Kampf, und ich sehe ihre Entwicklung. Das Homeschooling ist für uns heute der Weg, um flexibel auf meine gesundheitlichen Schwankungen zu reagieren und gleichzeitig ihre Bildung auf ein Niveau zu heben, das keine kambodschanische Schule allein bieten könnte. Wir haben das große Resort gegen ein kleines, aber stabiles Leben getauscht.

Dass ich heute noch hier sitze, dass ich unterrichte und dieses Buch schreibe, ist mein Beweis dafür, dass der Geist stärker ist als der Körper. Die dreizehn Häuser sind weg, das Restaurant ist Geschichte. Geblieben ist die Essenz: Ein Lehrer, der nicht aufgibt, und eine Tochter, die sieht, dass man auch mit den schlechtesten Karten im Spiel noch gewinnen kann, wenn man bereit ist, alles auf eine Karte zu setzen – die Freiheit.



— Wenn das Leben die Karten neu mischt —
Kampf an drei Fronten

Kapitel 10: Barfuß zum Erfolg – Das letzte Wort hat die Hängematte

Der CEO der kurzen Hosen

In Deutschland wird Erfolg oft in Quadratmetern Bürofläche und der Steifigkeit des Krawattenknotens gemessen. Wenn du dort nicht mindestens zehn Stunden am Tag wichtig in ein Telefon atmest und so tust, als würde die Welt ohne deine Excel-Listen aufhören zu rotieren, nimmt dich keiner ernst. Ich sitze hier in Kampot, meistens in einer kurzen Hose, die ihre besten Zeiten schon vor dem Bau von Haus Nummer 3 hinter sich hatte, und bin – wie Gott mich schuf – barfuß. Mein einziger Tribut an die deutsche Business-Etikette ist mein hellblaues Hemd.

Das ist mein „Supermann-Kostüm“: Obenrum seriöser Deutsch-Dozent für die medizinische Fachsprachprüfung, untenrum Strand-Baron. Sobald ich das Hemd zuknöpfe und die Kamera anspringt, bin ich der unangefochtene Herrscher über den Genitiv und den Konjunktiv II. Dass ich währenddessen mit meinen nackten Zehen einen Gecko verscheuche, der gerade versucht, meinen Fuß als Klettergerüst zu benutzen, ist das kleine Geheimnis zwischen mir und der kambodschanischen Flora.

Drei Krankheiten? Eine Einladung zur Party!

Manche Leute in Deutschland reagieren auf meine Diagnosen – Parkinson, Krebs, Diabetes – so, als hätte ich gerade verkündet, dass ich mich freiwillig zur Exekution gemeldet habe. Sie setzen diesen „Oh, du Armer“-Blick auf, den man eigentlich nur für verletzte Hundewelpen reserviert.

Ich dagegen finde: Parkinson ist eigentlich ein hervorragendes Feature für einen Online-Lehrer. Wenn das Bild mal wackelt, sage ich meinen Schülern: „Leute, das ist kein technisches Problem bei Zoom, das ist mein eingebauter Special Effect! Ich unterrichte heute in 4D und mit haptischem Feedback!“

Und der Krebs? Der hat wohl gedacht, er könnte sich bei mir einnisten und es sich gemütlich machen. Da hat er die Rechnung ohne den Bauherrn von 13 Häusern gemacht. Ich habe ihm klargemacht, dass sein Mietvertrag abgelaufen ist und ich keine Kautionsrückzahlung. Wer sich mit mir anlegt, muss damit rechnen, dass ich ihn einfach ignoriere, weil ich gerade einem Chirurgen erklären muss, warum es „der Patient“ und nicht „das Patient“ heißt. Prioritäten, Leute!

Das Resort-Diplom: Warum ich den längsten Hebel habe

Meine Schülerin findet das Buch so gut, weil ich den Vergleich zu Deutschland ziehe. Und mal ehrlich: Deutschland ist das Land, in dem man für eine Gartenlaube eine dreijährige Umweltverträglichkeitsprüfung braucht. Ich habe hier 13 Häuser gebaut, ein Restaurant geführt und alles wieder verkauft, während man in Deutschland noch darüber diskutiert, ob das Baustellenschild im richtigen Neigungswinkel zur Straße steht.

Ich erzähle meinen Ingenieuren oft: „Wissen Sie, was Stress ist? Stress ist nicht, wenn Ihr Chef eine Deadline vorzieht. Stress ist, wenn Sie 13 Dächer gleichzeitig dicht bekommen müssen, während Ihr Dachdecker gerade beschlossen hat, dass er jetzt drei Tage lang auf einer Hochzeit im Dschungel Reiswein trinken muss.“

Dagegen ist die deutsche Grammatik wie Urlaub. Wenn ein Schüler bei mir jammert, dass der Dativ so schwer sei, dann lache ich so laut, dass die Affen draußen vor Schreck ihre Mangos fallen lassen. „Dativ?“, sage ich dann. „Dativ ist ein Spaziergang! Versuchen Sie mal, in der Regenzeit eine Großküche zu koordinieren, wenn der Strom ausfällt und der Fischlieferant Ihnen stattdessen zwei Kisten Durian-Früchte bringt, die so stinken, dass die ersten Gäste freiwillig das Land verlassen!“

Freiheit ist das neue Gold

Heute lebe ich die absolute Freiheit. Das Resort ist verkauft, das Restaurant in anderen Händen. Ich habe die Ernte eingefahren. Ich besitze ein Haus für uns und eines für die Miete.

Das ist mein persönlicher „Kambodscha-Jackpot“. Während meine Altersgenossen in Deutschland noch darüber nachdenken, ob sie sich mit 67 vielleicht ein gebrauchtes Wohnmobil leisten können, sitze ich hier und schaue Laura dabei zu, wie sie nachmittags ihr Ding macht.

Wir haben das Hamsterrad nicht nur verlassen – wir haben es zerlegt, die Einzelteile auf dem Markt von Kampot verkauft und vom Erlös eine Runde Kokosnüsse für alle geschmissen.

Mein Alltag ist heute eine Mischung aus digitalem Hochleistungssport und tropischer Tiefenentspannung. Wenn ich meinen Laptop zuklappe, bin ich in zwei Sekunden im Feierabend. Kein Pendeln, kein Stau auf der A8, kein Smalltalk am Kaffeeautomaten über das schlechte Wetter. Mein Wetter ist immer gleich: Heiß, heißer oder Monsun. Und ich liebe es.

Ein Vermächtnis mit Augenzwinkern

Ich möchte, dass jeder, der dieses Buch liest, eines mitnimmt: Das Leben ist zu kurz, um es im Wartezimmer des Schicksals zu verbringen. Egal ob ihr Parkinson habt oder einfach nur einen nervigen Chef in München – ihr habt immer die Wahl. Ihr könnt den Kopf in den Sand stecken (was in Kambodscha wegen der schönen Strände zumindest angenehm wäre) oder ihr könnt dem Schicksal frech ins Gesicht grinsen und fragen: „War das schon alles?“

Ich habe gebaut, ich habe geführt, ich habe gekämpft, ich habe verkauft und ich habe gewonnen. Ich bin der lebende Beweis dafür, dass man auch mit drei „Totalschäden“ im Fahrgestell noch das Rennen seines Lebens fahren kann. Ich nehme jetzt noch einen Schluck Kaffee, rücke mein hellblaues Hemd zurecht und warte auf meinen nächsten Schüler. Vielleicht ist es ein Chirurg, vielleicht ein IT-Experte. Egal wer es ist, er wird heute etwas lernen, das nicht im Lehrbuch steht: Dass man niemals, wirklich niemals, den Humor verlieren darf – am allerwenigsten über sich selbst.

In diesem Sinne: Viel Spaß beim Deutschlernen, viel Erfolg beim Ausbrechen aus eurem eigenen Hamsterrad und denkt immer daran: Solange Heiko in Kambodscha barfuß die Welt unterrichtet, ist Hopfen und Malz noch nicht verloren!



— Barfuß zum Erfolg —
Das letzte Wort hat die Hängematte